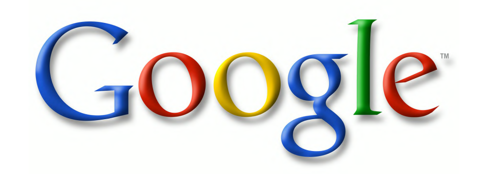




Dr. Johannes Stieglitz:

Ueber das

Zusammensein der Aerzte

am

Krankenbette

und

über ihre Verhältnisse unter sich überhaupt.

Nach Abänderung schwerverständlicher Sätze und Ausdrücke, auch hie und da abgekürzt, für die ärztlichen Vereine Deutschlands

neu herausgegeben

von

DR. LUDWIG ROHDEN-LIPPSPRINGE.

LEIPZIG,
Reinhold Ernst Kloz
1878.

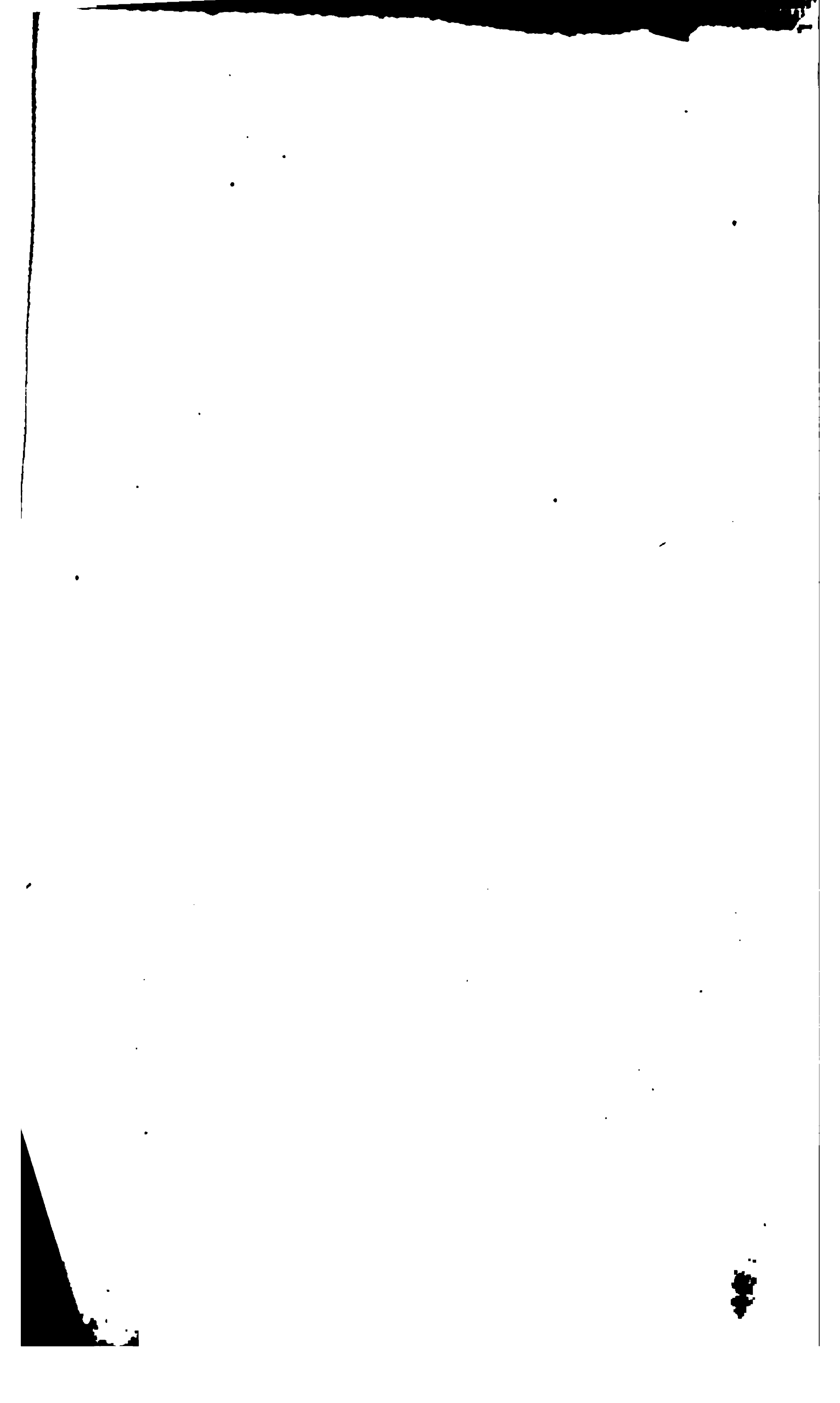
Dr. Johannes Stieglitz:

Ueber das

Zusammensein der Aerzte am Krankenbette

und

über ihre Verhältnisse unter sich überhaupt.



Dr. Johannes Stieglitz:

Ueber das

Zusammensein der Aerzte

am

Krankenbette

und

über ihre Verhältnisse unter sich überhaupt.

Nach Abänderung schwerverständlicher Sätze und Ausdrücke, auch hie und da abgekürzt, für die ärztlichen Vereine Deutschlands

neu herausgegeben
von

DR. LUDWIG ROHDEN-LIPPSPRINGE.

LEIPZIG,
Reinhold Ernst Kloz
1878.

IH
Z

Vorbemerkungen des Herausgebers.

JOHANNES STIEGLITZ (geb. zu Arolsen 1767, gest. zu Hannover 1840 als Chef der dortigen Medicinalbehörde, Leibmedicus u. s. w.) schrieb die folgende Abhandlung im Jahre 1797. Dem Eifer des damals kaum Dreissigjährigen einestheils, der mangelnden Uebung im Schriftstellern anderntheils, mag es zuzuschreiben sein, wenn der Autor in Berücksichtigung auch der kleinsten Nebengedanken seine Ausführungen oft schwer verständlich erscheinen lässt, während ein unbeholfener und harter Stil von näherer Prüfung des Inhaltes abschreckt. (Stieglitz' spätere Arbeiten über ähnliche Gegenstände: „Schilderungen aus dem Leben eines Arztes" in Hufeland's Journal 1809, und „über die Stellung der Aerzte zum Staate, zum Publicum und unter sich selbst", ebendaselbst 1815, sind in beiden Hinsichten vorzüglicher geschrieben.) Ich habe deshalb keinen Anstand genommen, die ihrer Gedanken wegen unübertroffene Schrift durchzuarbeiten, ganz und gar Unverständliches oder Unzeitgemässes zu unterdrücken und das Uebrige so zu gestalten, dass es eine erträgliche Lektüre abgeben kann. Dem möglichen Vorwurfe des pietätlosen Ballhornisirens erwidere ich, dass hier kein Schatz der deutschen Sprachwissenschaft, sondern ein Schatz der deutschen Heilkunde vorliegt. Und warum soll ein solcher durchaus in

der obsoleten Form dargereicht werden, welche ihn nahezu ungeniessbar machte. Uebrigens fürchte ich andererseits, dass mein Bestreben, dem unverwelklichen Inhalte flotteren und moderneren Ausdruck zu geben, nicht immer ganz geglückt sein wird. Ich bitte für diesen Fall den Leser, anzunehmen, dass ein Rest von Pietät gegen die alte Form mich oft davon zurückgehalten hat, radikaler zu verfahren und dass ich, wie mir scheint, während dieser eigenthümlichen Arbeit unmerklich der altmodischen Diktion in meiner eigenen Ausdrucksweise tributär werden musste.

Was nun den Inhalt des Schriftchens anlangt, so ist zu fürchten, wie schon Stieglitz es that, dass „Viele diese aufgestellten Grundsätze idealisch finden" werden. Es werden dies hauptsächlich die Vertreter moderner Unsitte sein, welche stets geneigt sind, ihre unleugbaren Gebrechen durch die „Verhältnisse unserer Zeit" zu entschuldigen und unbequemen Einreden mit den Schlagworten „Idealismus und Phantasterei" abzuthun. Andere werden kaum auf diesen Gedanken kommen. Denn Stieglitz' Auseinandersetzungen sind so ächt aus dem Leben genommen, dass man mit Rücksicht auf den möglichen Laienleserkreis oft wünschen möchte, er rechnete nicht zu sehr mit der Menschenseele erbärmlichen Seiten, welche ja auch dem Arzte nicht fehlen können. Der Verfasser war unleugbar ein feiner Menschenkenner. Man sieht dies trotz der 80 Jahre hindurch veränderten Zeitumstände auf jeder Seite. Nur mit der naturalistischen Unkultur, dem absoluten Mangel an Verständniss für gute Lebensart rechnet er kaum einmal, wahrscheinlich weil ein solcher Missstand unter studirten Leuten damals nur höchst ausnahmsweise vorkam. Gegenwärtig ist ein solcher Mangel leider die Regel geworden: Aus der übermüthigen Taxe der gross-

artigen Habe unserer Zeit an Thatsachen und Kenntnissen entspringt eine grenzenlose Verachtung dessen, was Andere und auch unsere Väter und Grossväter dachten und thaten, ebenso ein fast unbewusstes Vergessen der unantastbaren Thatsache, dass jener Zeit die Normen unseres Denkens und unserer Sitte entstammen. Die Vertreter dieses Standpunktes zu gewinnen, reicht es nicht aus, zu sagen: Collegialität ist weiter nichts, als gute Sitte und feine Lebensart unter Menschen, welche im gemeinsamen Berufe miteinander zu wirken und zu verkehren haben! — ich sage, es reicht nicht aus, denn sie kennen grossentheils die Grundbegriffe dieser Definition nicht, ihnen muss man die einzelnen Fälle entweder in Gesetzesform präcisiren, oder von thatsächlichen und ethischen Betrachtungen zu abstrahiren geben. Die erstere Form ist uns, charakteristisch genug, aus Nordamerika, dem Lande der „Gleichheitsflegel" zugekommen, die zweite besitzen wir seit 1798 in dem vorliegenden Buche, haben es aber in Vergessenheit gerathen lassen. Mag die erstere, der Erlass von Codexes of medical Ethics praktisch sein, die andere Methode ist würdiger; jedenfalls aber ergänzt eine die andere.

Ich habe absichtlich unterlassen, den betreffenden Stellen des Textes Scholien anzuheften, welche auf Parallelstellen anderer Schriftsteller und auf Parallelzustände anderer Nationen hinwiesen, denn ich halte dafür, dass unser gegenwärtiges Streben nach Wiedererhöhung unseres Standes nur durch chronische Agitation auf dem Boden der heimischen realen Verhältnisse gedeihen kann.

Ebenso nahe lag auch die Versuchung, die Blicke in vergangene Zeiten, welche uns Stieglitz eröffnet, zu subjektiven und pikanten Parallelen mit der Gegenwart zu benutzen; ich habe davon Abstand genommen, um den

Leserkreis nicht zu beschränken und die Wirkung des gelesenen objektiv Gültigen nicht zu stören. Sachliche Hinweise sind dort, wo es zweckmässig schien, in aller Kürze anmerkungsweise gebracht.

Der alte Zweck des Buches wird von Neuem erreicht werden, wenn der ärztliche Leser durch dasselbe veranlasst wird, mit Bezug auf unseres Standes gegenwärtige Zustände dem Dichter Recht zu geben, welcher sagt:

„Lasst uns besser werden,
Gleich wird's besser sein.“

Lippspringe, am Geburtstage von Johannes Stieglitz,
den 10. März 1878.

Rohden.

Vorrede.

Ich rede in dieser Abhandlung zwar nur zu Aerzten, aber es ist nicht zu verhindern, dass nicht von dem Inhalte jeder Schrift, sei es auch nur durch die critischen Blätter, Manches in das grössere Publicum kommt. Dem Vorwurfe werde ich also nicht entgehen können, auf vielfache und höchst nachtheilige Untugenden und Schwächen der grösseren Zahl der Aerzte die allgemeine Aufmerksamkeit geleitet und so die Achtung des ganzen Standes verringert zu haben, welcher, da er auch durch den herrschenden Unglauben leidet, dem nichts mehr übrig blieb, als die Möglichkeit einer nützlichen Wirksamkeit des Arztes zu bezweifeln, Angriffe nicht ertragen zu können scheint, welche den Character seiner Mitglieder in so zweideutiges Licht stellen. Nur die Zukunft kann das Harte dieses Vorwurfes aus dem Wege räumen und meine besseren Absichten belohnen. Die Aufdeckung dieser sittlichen Gebrechen wird, hoffe ich, ihre Verbesserung zur Folge haben, zu der es hinzuleiten ich mich in dieser Schrift bemühte, und der man sich durchaus nicht wird entziehen können, wenn dem nun unterrichteten Zuschauer nicht mehr entgehen kann, was er sonst bei offenen Augen nicht sah oder doch nach seinen

grossen Folgen nicht zu beurtheilen verstand. Was der treffliche *Reil*, in der Vorrede zu seiner neuen Schrift über die Fieber, sagt, drängt sich jedem Arzte nur zu sehr als wahr auf: „Unter uns sollten wir, zur Ehre unseres Verstandes und Herzens, uns nicht durch das Glaucom der Allwisserei betrügen. Am Krankenbette mag Aesculap noch als ein Gott erscheinen. Hier hat er diese Larve nöthig, und seine Amtsbrüder verrathen ihn nicht.“ Da nun unseren besseren Zeiten die höchste Idee von Macht und Wissen nicht mehr für den Begriff der Gottheit genügt, welcher nun auch Allgüte und Allweisheit umfassen muss, so wird es nur von dem Publicum abhängen, auf dieser Redoute, wo es dem Todtentanze gilt, keinem Aesculap zu huldigen, welchem die jetzt erforderlichen sittlichen Attribute einer Gottheit fehlen — oder doch ihren Mangel zu bemerken und zu rügen.

Hannover, im October 1797.

J. Stieglitz.

Das Zusammensein zweier oder mehrerer Aerzte am Krankenbette erzeugt Verhältnisse, wie sie keine andere Lage darbietet. Wer sonst im Leben den Rath Mehrerer verlangt, lässt sich die Gründe vortragen und lenkt sich aus eigner Bestimmung auf die Seite, welche das Uebergewicht zu haben scheint. Hier ist es anders: der Kranke und die Seinigen müssen sich zurückziehen, wenn über die angemessensten Maassregeln gesprochen wird, welche dem Uebel entgegenzusetzen seien. Sie erfahren blos die Resultate der vermeinten Uebereinstimmung. Von dieser Uebereinstimmung hofft der Kranke sein Heil und sie kann gewissenhaften Aerzten, welche hier gemeinschaftlich wirken sollen, nur Beruhigung geben; wie oft wird sie aber erschlichen und ertrotzt, wie oft wird sie ohne Ueberlegung oder gar wider Ueberzeugung erheuchelt? Die Zahl der einzelnen Kranken mag wohl nicht zu zählen sein, welche so hässlichen und niedrigen Leidenschaften und Neigungen der Aerzte zum Opfer gebracht wurden. Man bedenke nun auch die Rückwirkung solcher Vorgänge auf die Aerzte: Gewissensbisse, Kränkungen mancher Art, tiefer Kummer, Besorgnisse wegen der Meinung der Welt u. s. w. Aber es ist oft schwierig, diese Uebereinstimmung auf dem einzig rechtlichen Wege der ruhigen Ueberlegung zu bewirken. Die innigsten Freunde zerfallen oft, wenn jeder ein Interesse daran hat, den andern für seine Meinung zu gewinnen. Am Krankenbette werden aber Aerzte miteinander in Verbindung gesetzt, die einander ganz fremd oder vielleicht schon mit Widerwillen gegen einander erfüllt sind und an Werth, Prätensionen, Character und Grundsätze nuntereinander contrastiren. Es giebt hier nichts, was,

wie in anderen Verhältnissen des Lebens, Subordination geböte. Auch wird bei Consultationen keine Einrichtung getroffen, dass Mehrheit der Stimmen entscheiden solle und könne*). Für den Erfolg lässt sich kaum etwas Bestimmtes verantwortlich machen, denn Gesundheit, Fortdauer und Verschlimmerung der Krankheit oder der Tod zeugen in einzelnen Fällen so wenig für als wider das Angemessene der Rathschläge. Auch wird es fast nie thunlich sein, den Streit laut werden zu lassen.

Es schien mir also sehr wichtig, dass Alles, was auf das gemeinschaftliche Zusammensein der Aerzte sich bezieht, einmal einer gründlicheren Untersuchung unterworfen werde**). Ich schlug den Weg ein, die verschiedenen Sitten der Aerzte gegeneinander, je nach der Denkart, welche sie voraussetzen, und nach den grossen Folgen, welche sie haben, zu schildern und daraus die besseren Grundsätze, nebst mannigfaltigen Rathschlägen, wie man in allen misslichen Lagen die Würde seines Characters behaupten und den Geboten der Pflicht gemäss handeln

---

*) Es wäre auch zweckwidrig, wenn diese in wissenschaftlichen Verhandlungen, aus denen doch die gegen eine Krankheit zu wählenden Hülfsmittel sich ergeben müssen, gleich von Anfang an den Ausschlag gäbe. So würden die Stimmen nur gezählt, nicht gewogen. Das letzte geschieht, sobald es zum Debattiren kommt, das unbefangene Gemüther zum Abwiegen der Gründe führt.

**) Der grosse Wiener Lehrer, *I. P. Frank*, hat noch sein im ersten Bande von *Scherf*'s Archiv im Jahre 1783 gegebenes Versprechen, zur Vermeidung der Zwistigkeiten unter Aerzten, besonders bei Consultationen, Vorschläge zu thun, nicht erfüllt. Einige treffliche Gedanken desselben habe ich unter dem Texte, als die seinigen, abdrucken lassen. Schade, dass dieser verdiente Schriftsteller die Richtung hatte, welche er auch hier nicht verleugnet, durch Hinzuziehung der Staatsgewalt das Bessere zu bewirken, was aus sich selbst hervorgehen muss, und mit Vernichtung aller Freiheit durch Befehle mehr zurückgehalten, als befördert wird. Er beklagt es, dass, obgleich täglich Lärm beim Krankenbette ist und Tadel und Beschuldigung wechselseitiger Vergehungen in öffentlichen Schriften gelesen wird, doch die Arme der Polizei ruhig übereinander geschlagen bleiben u. s. w. Jede Obrigkeit, sagt er, sollte gleich bei dem ersten Zwiste (unter Aerzten) zwischen die Streiter, ent- [illegible] Vermittler oder als Richter, treten und denselben eine [illegible] geben, worunter so gefährliche Auftritte seltener werden. [illegible] eint er, wäre die Nothwendigkeit zu begreifen!!

ne, zu entwickeln. Man wird finden, dass ich viele
egenheit gehabt habe, Aerzte von sehr verschiedener
dlungsweise in Bezug auf einander zu beobachten.
lleicht ist es mir so geglückt, an den hier in Frage
mmenden Gegenständen Seiten zu bemerken, welche zum
htheil der guten Sache übersehen wurden. Aber ver-
ft man auch meine Ansichten und Ideen im Ganzen
r Einzelnen, so könnte diese kleine Schrift doch viel
tzen stiften, wenn sie Aerzte veranlasste, über ihre col-
alischen Verhältnisse nachzudenken und darin nach
ten Grundsätzen zu handeln, welche aus vielseitiger Er-
gung der Gründe und Folgen sich ergeben. Wo unser
h durch Geldvortheile, Ehrgeiz und Bequemlichkeit stark
s Interesse gezogen wird, dürfen wir nicht wagen, uns
nklen Gefühlen zu überlassen und müssen immer fürchten,
rch Sophistereien uns selbst zu täuschen. Mir sind Aerzte
n vortrefflichem Character bekannt, welche sich grosse,
schändliche Beeinträchtigungen ihrer Mitärzte und so
ttelbar ihrer Kranken zu Schulden kommen lassen. Ich
abe alle Ursache zu glauben, dass sie ihre ganze Sittlich-
eit nicht so verdächtig machen und nicht diese Blösse
eben würden, wenn sie in früheren Zeiten aufgefordert
orden wären, das Betragen von Aerzten gegen Aerzte in
ezug auf gemeinschaftliche Kranke nach seiner ganzen
edeutung zu prüfen. Weniger scheint es mir darauf an-
ukommen, dass Aerzte auf Verbindung miteinander dringen,
wenn das Vertrauen eines Kranken während eines Krank-
seins von einem auf den andern von ihnen übergeht (ob-
gleich auch das Pflicht ist, wie ich darzuthun versuche),
als dass sie bei ihren Zusammenkünften einander gleiche
Rechte zugestehen, und zwar nicht nach der Weise, welche
Molière angiebt: „accordez moi la purgation, je vous ac-
corderai la Saignée“, sondern in gemeinschaftlicher Unter-
suchung der Natur der Krankheit und Bestimmung der
hülfreichsten Heilmethoden, so dass Einer auf des Anderen
Beurtheilung den höchsten Werth legt und dessen aus
Ueberzeugung fliessende Beistimmung für nöthig hält. An
Stelle der bekannten Streitsucht der Aerzte, welche so viele
Spöttereien über die Arzneikunst veranlasste, muss kein

gleissnerischer Frieden treten, welcher durch Beobachtung des äusseren Scheines täuscht und einschläfert oder die Erbitterung auf das höchste treibt und mit List die Unabhängigkeit des Gegners zu vernichten sucht.

Es war nöthig, hiemit die Untersuchung zu verbinden, was dem Arzte bei seinem Mitarzte Anspruch auf grössere Achtung giebt und ob sich durch dieselbe bei Consultationen Vorzüge durchsetzen lassen. Aus dem ganzen Zusammenhange wird ersichtlich, dass ich vorher darthun musste, wie Aerzte nicht Richter und Obere von Aerzten sein können, wenn Fehler in Behandlung von Krankheiten verhütet und bestraft werden sollen, dass diese überhaupt auch von der Obrigkeit nicht gerügt werden können. Für den Versuch, diesen Beweis zu führen, muss ich mir nun die Aufmerksamkeit meiner Leser erbitten.

Die Ausübung der ärztlichen Pflichten ist so wenig im Einzelnen, als im Ganzen controlirbar. Ihre Verhältnisse sind viel zu mannigfaltig und zu fein, auch in und ausser ihnen zu wenig fest, als dass sie einen Gegenstand der bürgerlichen Gesetzgebung abgeben könnten. Wo aber keine positiven Gesetze gebieten oder richten, werden oder sind in der handelnden Welt alle Forderungen dessen, was zu leisten ist, allzu schwankend, als dass sie eine feste Basis der Beurtheilung begründen könnten. Es folgt hieraus, dass selbst die öffentliche Meinung in Fällen dieser Art nicht so sehr zu fürchten ist, weil man da, wo weder die streitenden Thatsachen, noch die massgebenden Grundsätze ganz in's Reine zu bringen sind, nicht voraussetzen kann, dass sie sehr einig mit sich selbst sei — das Einzige, was ihr Nachdruck geben könnte. Alle Hauptvergehen des Arztes werden dreifach sein: entweder er versagt seine Hülfe, oder er leistet sie nicht so schnell, als die Gefahr es erfordert, oder endlich: er lässt sich Fehler gegen die Grundsätze der Kunst zu Schulden kommen. Wer kann sich aber ein vollkommenes Recht auf meine Hülfe als Arzt zueignen, wer sie erzwingen wollen? Ich kann selbst moralisch verpflichtet sein, meinen Wirkungskreis zu beschränken, weil ich einem grösseren nicht genügen kann etc.

So vieler anderer Gründe nicht zu gedenken, die mein Zurückziehen in einzelnen Fällen rechtfertigen können. Und endlich hat man ja noch mannigfache Mittel in Händen, wenn es gilt, sich von Kranken, deren Vertrauen man nicht wünscht, loszumachen, dass es einer ausdrücklichen Weigerung nicht bedarf. Was aber die Zögerung oder Vernachlässigung in gefährlichen Augenblicken betrifft, so kann sie allerdings, zumal wenn der Arzt die Sorge für die Gesundheit des betreffenden Menschen oder der betreffenden Familie übernommen hat, schwere Verantwortung wegen eines nicht erhaltenen Menschenlebens auf ihn laden, aber nur vor seinem Gewissen, nicht vor einem bürgerlichen Gerichtshofe. Wie kann dieser entscheiden, ob dem Tode ein Zeitpunkt der Gefahr vorausgegangen ist? ob der Arzt, selbst in seiner Abwesenheit, dieser Gefahr nicht Alles entgegengesetzt hat, was in menschlichen Kräften stand? ob den Arzt nicht die feste Ueberzeugung unthätig gemacht hat, die Zerstörung der Maschine sei nicht mehr aufzuhalten? vieler anderer Ausflüchte gar nicht zu gedenken. Will man aber solche Aussage des Arztes in Zweifel ziehen und der Untersuchung anderer Aerzte unterwerfen, so wird sich höchstens ein Irrthum darthun lassen, der nicht bestraft werden kann; denn diese Irrthümer, diese Fehler gegen die Grundsätze der Kunst, lassen sich selbst da nicht rügen, wo sie mit grober Unwissenheit vereinigt sind. Unsere grössten Aerzte suchen eine Ehre darin, zu gestehen, wie oft sie Krankheiten verkannt und falsch behandelt haben. Aber ich erinnere nur an die vielen, einander entgegengesetzten Systeme. Worin *Stoll* uns nur Heil sehen lässt, das führt nach *C. L. Hoffmann* offenbar zum Verderben*). Was die gangbare Vorstellung der Schule uns verbietet, das erhebt *Brown* zu einer allgemeinen Vorschrift. Ich mag also einen Weg einschlagen, welchen ich will, so werde ich immer eine Autorität für mich anführen können. Und wer darf Einspruch erheben, wenn ich mich unabhängig von jedem fremden Systeme machen, wenn ich eine eigene Schule stiften oder wenigstens meinen eigenen Weg wan-

*) cf. auch die heutzutage vorhandenen Differenzen bezüglich der Diät bei Fieberkranken. D. Herausg.

deln will? Welches Collegium medicum, welche Facultät darf die Zumuthung an mich ergehen lassen, meinen Gründen und Erfahrungen zu misstrauen und die ihrigen anzuerkennen, gesetzt auch, sie glaubten sie noch so bündig darthun und mit den grössten Autoritäten belegen zu können? Es giebt daher keine Handlungsweise, die mich als ausübenden Arzt vor meiner Obrigkeit strafbar machen kann*). Ich rede nicht vom Physicus, welcher andere Pflichten übernommen hat und ziehe selbst die gerichtlichen Fälle, in denen nur Unwissenheit und Nachlässigkeit gerügt werden können, und selbst dies nur, weil sie mehrentheils leblose Dinge und den Menschen nach dem Tode betreffen, nicht hieher. Alle Einrichtungen, die auf andere Grundsätze sich gründen, sind mir daher immer theils unausführbar, theils despotisch vorgekommen. Es ist mir nun freilich nicht unbekannt, dass die drei verdientesten Schriftsteller über die Beziehung des Staates zu der Arzneikunst und zu den Aerzten ein ganz anderes System aufgestellt haben. *C. L. Hoffmann, Frank* und *Scherf* wollen die Aufsicht der vom Staate bestellten medicinischen Collegien so weit ausdehnen, dass sie Actenstücke über die Behandlungsart jedes einzelnen Kranken, über jede Abführung, die ein Arzt etwa nöthig hält, mit nicht geringen Weitläuftigkeiten zu verschaffen suchen. Sie haben daher einstimmig als Gesetz vorgeschlagen und in einigen Staaten auch den Befehl erwirkt, dass in jeder Apotheke ein jedes Recept mit Benennung des Kranken und des Tages in ein eigenes Buch einregistrirt werde. In grossen Officinen wird das die Anstellung eines besonderen Schreibers nöthig machen und so eine neue Vermehrung der ungeheueren Procente Gewinn veranlassen, welche zu nehmen den Apothekern nach aller Billigkeit erlaubt sein muss. Der Apotheker, welcher die vom Arzte vorgeschriebenen Recepte und Mischungen auf das genaueste befolgen muss, kann

*) Auch jetzt noch, wenn auch, zumal nachdem die Triunität der Heilkunde in's Leben getreten, mit Unterschied. „Am äusserlich günstigsten steht der — innere — Arzt, viel ungünstiger der Wundarzt, am ungünstigsten der Geburtshelfer." (J. Herm. Schmidt. 1851.)
D. Herausg.

mit diesem Buche, wenn er es ehrlich führt, durch den Zusatz seiner gemachten Geldforderung nur beweisen, dass er von der Apothekertaxe nicht abweicht. Doch kann man, falls einmal hierüber Untersuchungen angestellt werden sollen, viel leichter und zuverlässiger auf andere Art zum Ziele kommen, da in so vielen Häusern und selbst bei den Gerichten sich Apothekerrechnungen nebst den Recepten finden, die man gern zur Revision darreichen wird. Ueberdies wird ja mit leicht zu entziffernden Zeichen auf jedem Recept, das gleich bezahlt wird, der Preis bemerkt. Man kann also bei Emanation einer solchen Verordnung nur Inquisitionen gegen Aerzte im Sinne haben. Wie können diese aber von den Recepten ausgehen? Man finde ein Recept von mir schlecht zusammengesetzt, falsch gemischt, allzu gehäuft. Ich werde der erste sein, welcher dieses Urtheil anerkennt. Aber ich nehme einen höheren Standpunkt ein und der vermeinte Tadel geht in Selbstgefühl über, meine Erfahrungen am Krankenbette leiten mich. Ihnen bringe ich die Regeln der Receptirkunst gern zum Opfer. „Aber, wird der Richter sagen, so offenbare Fehler gegen die ersten Gesetze der Chemie sich zu Schulden kommen lassen?“ Ich antworte: „Ist es nicht ein Triumph der neueren Medicin, die Anwendung der Gesetze der Chemie auf den lebenden menschlichen Körper nicht gelten zu lassen?“ Der Arzt hat jetzt mit dem Alchemisten den Vortheil gemeinsam, Unwissenheit hinter dem unzerstörbaren Dünkel höherer Weisheit verbergen zu können. Gesetzt auch, man wollte, gestützt auf die Recepte, das ganze Verfahren am Krankenbette untersuchen und den übeln Ausgang dem Arzte zur strafbaren Schuld anrechnen, so wird man möglicherweise in der Lage sein, die Folge der Recepte tadeln, sie nicht übereinstimmend, nach keinem festen Plane geordnet finden, zeigen zu können, dass bei jedem Besuche den Arzt eine andere Vorstellung von der Natur des Uebels bestimmte, welches er bei so weniger Ausdauer in einer Heilmethode natürlich nicht bekämpfen konnte. Oder man wird den Beweis führen können, dass er aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit einer höchst dringenden und sehr laut sprechenden Indication kein Ge-

nüge that, dass er eine gefährliche Krankheit, deren Character einfach war und unverkennbar sich äusserte, aus einem ganz schiefen Gesichtspunkte auffasste und so die nöthigen Mittel nicht anwendete, die schädlichen aber nicht vermied. Nun gut; kommt es in allen diesen Fällen zur Beurtheilung des Vergehens nicht am meisten auf den Gang und die Symptome der Krankheit an? Wird denn so viel Kunst dazu gehören, mit geringen Verdrehungen Alles, was in die Sinne fiel, so zu wenden, dass der Arzt gerechtfertigt erscheint oder doch die Sachlage statt ihrer einfachen Beschaffenheit, die den Fehler so in die Augen fallen liess, dass man glaubte, ihn vor Gericht stellen zu können — nun ein verwickeltes, dunkeles Ansehen erhält? Die Aussagen der den Kranken umgebenden Personen werden leicht zu bestreiten oder vielleicht noch leichter zu benutzen sein. Ein anderer Arzt, der mit gegenwärtig war, wird leicht als Gegner verdächtig werden. Wie soll nun der richterliche Ausspruch dadurch Vorschub erhalten, dass man beglaubigte Abschriften der Recepte hat? Was hat sie motivirt? Diese Frage ist das Hauptsächlichste, was in Erwägung kommt. Dies ist doch nur in Verbindung mit den Krankheitszufällen zu ermessen. Sind nun diese, wie gewöhnlich, streitig, so ist nicht vorwärts zu kommen und die Recepte geben kein Licht. Eine solche Untersuchung hat schon während der Krankheit selbst, welche heute einen entgegengesetzten Character von dem gestern vorhandenen angenommen haben kann, oder in der doch heute klar sein kann, was gestern dunkel war, fast unüberwindliche Schwierigkeiten und wird später ganz unmöglich. Das Receptbuch macht also nichts klar, was es nicht schon ohne das ist und ist als ganz überflüssig anzusehen. Aber wenn nun der Arzt so einfältig, so keck oder so wahrhaftig ist, oder es irgendwie rathsam findet, auch nicht den kleinsten Umstand, der in seine Beobachtung fiel, zu verhehlen oder ihm eine andere Gestalt zu geben, wenn also das, was er that und unterliess, vor Augen liegt, sollte auch dann keine obrigkeitliche Untersuchung, kein Ausspruch einer Facultät, eines Collegii medici oder anderer Aerzte überhaupt, stattfinden können? Soll dann

auch die gröbste Unwissenheit, die durch einen Blick in irgend ein Compendium sich hätte belehren können, soll dann auch der nichtswürdigste Leichtsinn, der da, wo es Leben und Tod der Mitmenschen galt, nicht einen Augenblick Ueberlegung sich abgewinnen konnte, ungestraft morden können? Freilich wird ihn die Verachtung jedes klarsehenden Arztes treffen; das Publicum aber, das in seinem Streite mit anderen Aerzten wahrscheinlich einen genialen Zug zu sehen glaubt, wird ihn vielleicht um desto mehr vergöttern; und von Obrigkeitswegen wird, wenn man nicht ein willkührliches Verfahren eintreten lassen will, welches hier oder dort das grösste medicinische Genie, den rechtschaffensten Arzt in gleichem Grade verderben kann, nichts gegen ihn zu machen sein. Es giebt in unserer Kunst keine solche Gewissheit, keine solche Uebereinstimmung, dass irgend eine practische Maxime als fest für immer, als fest für Jeden könnte angenommen werden. Es ist gewiss ein hoher Grad von Zuverlässigkeit, mit dem ein denkender und erfahrener Arzt seine Kunst ausüben kann. Er stützt sich auf Vergleichung der mannigfaltigen, von ihm geprüften Methoden, auf das Resultat seines wissenschaftlichen Forschens und seiner Bemerkungen am Krankenbette. Aber es sind doch nur Wahrscheinlichkeiten, die ihn hier leiten, die in einer bestimmten Verbindung, einer bestimmten Abstufung sich ihm darstellen mussten, dass seine Ueberzeugung so und nicht anders wurde. Vor und mit ihm waren und sind Aerzte, die ebenfalls selbst dachten, deren Geist und Verdienste er schätzt, deren verschiedener Standpunkt aber eine ganz andere Ansicht erzeugte und die eine ganz andere Handlungsweise sich eigen machten. Er wird diesen gern zugestehen, was er für sich selbst verlangt: vollkommene, unbeschränkte Freiheit, das zu wählen, was Jeder für das Beste anerkannt hat. Nur wer die Natur der Arzneikunst und der mathematischen Gewissheit in gleichem Grade verkennt, wird von unwiderleglicher Demonstration träumen, wo so oft nur Wahrscheinlichkeiten und zwar zu fühlen, nicht einmal abzuwägen sind. A l l e U n t e r s u c h u n g kann daher nur ergeben, dass ein Arzt nicht so handelt, wie seine Collegen. Ob aus

Unwissenheit, Nachlässigkeit oder aus geltenden Gründen, ob er auf sich selbst sich beschränkte, ob er mit seiner Zeit nicht gleichen Schritt hielt, oder ob er die Bahn des Erfinders betrat, alles dies wird vielleicht für unser Privaturtheil nicht zweifelhaft, nichtsdestoweniger aber vor keinem Richterstuhle auszumitteln sein. Nochmals sei es gesagt: es giebt in der practischen Medicin keine Sätze, welche nur verstanden zu werden brauchen, um zu überzeugen.

Es schien mir wichtig, diese Untersuchungen voraufgehen zu lassen, um der Meinung Eingang zu verschaffen, dass nämlich die Aerzte als solche in Beziehung auf Gebrauch oder Nichtgebrauch ihrer Zeit und ihrer Kräfte für oder gegen das Wohl ihrer Kranken, von einander ganz unabhhängig sind und in keinem solchen Verhältnisse zu einander stehen, dass etwa die Ueberzeugungen des Einen oder Mehrerer, welche hohe Stellen und Titel bekleiden und etwa ein Collegium bilden, von einem Anderen, sei dieser auch der jüngste Doctor der kleinsten Provinzialstadt, als Muster, Massstab oder Prüfstein anerkannt werden müssen. Ueber Aerzte, als Richter und Untergebene, habe ich also nichts zu sagen, wenn ich die Verhältnisse der Aerzte unter einander zu bestimmen suche. Sobald der Staat Jemanden in die Reihe seiner Aerzte aufnimmt, sei es mit oder ohne Formalitäten, durch Facultäten, Collegia medica oder Leibärzte und Physici oder ohne alle diese unsicheren Sicherheitsmittel, so verliert er das Recht, ihn als praktischen Arzt irgendwie zu beschränken und zwar geht dieses Recht auf die bündigste Art verloren; denn seine Ausübung ist, wie ich gezeigt zu haben hoffe, unmöglich. Aber desto mehr Gewissenhaftigkeit und Vorsicht sollte daher stattfinden, ehe die vom Staate angeordneten Behörden einen als Arzt anerkennen. Denn sobald dies geschehen ist, kann er nicht mehr zur Rede gestellt werden, wenigstens in keiner obrigkeitlichen Beziehung und jeder Streit mit ihm kann nur als ein literarischer betrachtet werden, in welchem das Publikum Richter ist und die persönliche Rücksichtnahme der Partheien wegfällt. Je weniger aber auch in Prüfungen auf das System, das der Prüfende be-

folgt, gesehen werden darf, desto mehr muss die Untersuchung darauf gerichtet sein, festzustellen, ob der Candidat im Denken geübt genug sei, um selbstständig unter den verschiedenen Heilmethoden wählen zu können, und ob er unterrichtet genug sei, die verschiedenen Gegenstände der Wahl und ihre Gründe zu kennen.

Kann nun Jeder, der als Arzt anerkannt ist, unter allen Umständen seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit als Arzt in der weitesten Ausdehnung so leicht vor Gericht geltend machen, so wird es nur einer grossen Schwäche des Charakters oder dem Bewusstsein sehr untergeordneten Eigenwerthes zuzuschreiben sein, wenn ein Arzt im Verhältniss zu einem Collegen sich des als Recht ihm gehörenden eigenen Urtheils begiebt. Unter welchen Verhältnissen immer sich zwei Aerzte in ihrem Berufe an demselben Krankenbett zusammenfinden mögen, eine gemeinschaftliche Berathschlagung über Alles was zu thun sei, ist das Erste, was zu fordern und zu leisten ist. Sie zu verweigern, abzulehnen, oder zu vermeiden, verräth eigennützige, eitle oder gar schlechte Absichten. Dann sieht es aus, als ob auch nicht der Schein der geringsten Mitwirkung auf den Mitarzt fallen solle. Für sich will man das Recht der Unfehlbarkeit behaupten, dem Anderen will man nicht das Vermögen zugestehen, einen erheblichen Einwurf gegen den eingeschlagenen Plan hervorbringen, eine Idee äussern zu können, die ihn etwa näher zum Ziele führen könnte. Hat man aber nicht diese hohe Meinung von sich und diese geringe von seinem Mitarzte, so wird das Benehmen noch tadelnswürdiger. Man kann unter diesen Umständen dem Vorwurfe nicht entgehen, dass möglicher Weise das Wohl des Kranken durch die Unthätigkeit leide, in welche man den anderen Arzt versetzt, so oft wider Willen und Glauben des Kranken und wider den Vertrag, welchen man einging, als man eine Berathung mit dem anderen Arzte beschloss. Ist der Arzt, welchen man so überflüssig zu machen sucht, in der ersten Zeit der Krankheit alleiniger Beistand gewesen, so ist er, wenn auch der nun hinzugerufene Arzt ihn an Einsicht, Erfahrung und Beurtheilung weit übertrifft, doch eine

für die Gesundheit des Kranken sehr wichtige Person, welche von dem anderen Arzte nicht ohne Nachtheil übergangen werden kann. Denn oft erhellen nur aus der Entstehung und dem früheren Gange des Uebels seine Natur und die Art der Mittel, denen es weicht. Was der Kranke selbst und seine Umgebung sagen können, ist ja oft sehr wenig und wenn auch vieles, doch nicht viel, nach der bekannten Lessing'schen Unterscheidung; wenigstens fehlt ihm die Zuverlässigkeit, die Bestimmtheit. Jeder Arzt erwäge nur, wie oft ihn die Erzählungen von der vergangenen Nacht, von der letzten Stunde in Verlegenheit setzen, wie voll von Unmöglichkeiten, Widersprüchen, Verwirrungen und Undeutlichkeiten er sie mit geringem Nachdenken erblickt, wie viel Kritik und welche Nachfragen nöthig sind, um etwas Licht zu erhalten. Mit aller Anstrengung aber im Forschen und in der Kunst zu fragen, wird fast immer die Bemühung missglücken, auf diesem Wege über einen grösseren Zeitraum vollen Aufschluss zu erhalten, in welchem mannigfaltige Erscheinungen sich drängten, die nur von einem Arzte wahrgenommen werden können. Die Ungewissheit über das, worüber wenige Worte des bisherigen Arztes genügende Aufklärung geben könnten, wird oft ein blindes Herumtappen zur Folge haben, das dem Kranken, wenn auch nur auf kurze Zeit, sehr gefährlich werden kann. Und begünstigt der Zufall, dessen Herrschaft uns Aerzte stets im Inneren erniedrigt, wenn gleich nicht selten vor der Welt rettet, die Herstellung des Kranken, so ist doch, weil nur ein Bruchstück von Krankheitsgeschichte da ist, keine Beobachtung für die Wissenschaft, kein Fortschritt der Kunst gewonnen. Wer darf also diese in so vielen Fällen wichtige Berathschlagung kleinlichen, nichtswürdigen Rücksichten aufopfern, mag ihr Nutzen auch nur darin bestehen, dass sie mit allen bisherigen Erscheinungen vollständig bekannt macht?

Für unmöglich sollte man es aber halten, dass ein Arzt sich soweit erniedrigen könne, noch in Verbindung mit einem Kranken zu bleiben, dem ein anderer Arzt verordnet und verschreibt, ohne sich mit dem Ersteren zu besprechen, ohne ihm seine Gründe mitzutheilen, und ohne

für ein Einverständniss mit ihm etwas zu thun. Die Leerheit, das blos Ceremonielle der Formel: „Zeigen Sie das Recept Herrn Dr. N. und verlangen Sie seine Billigung“ sieht selbst die Krankenwärterin leicht ein. Wie oft beobachten aber Aerzte nicht einmal diese geringe Höflichkeit gegen einander? Wären Viele nicht von so niedriger Denkart, dass sie sich jede Begegnung gefallen lassen, so würden Andere in ihrer Anmassung nicht so weit gehen.

Angenommen nun, diese so dringend verlangte Berathschlagung sei bewilligt — und man wird ja sehr bereit sein, sie stattfinden zu lassen, wenn die Krankheit sich einer traurigen Katastrophe zuneigt — wie selten benimmt man sich beiderseits so dabei, wie es denkender Männer würdig ist und wie die Rücksicht auf das Wohl des Kranken es erheischt. Wie wenig gemeinschaftliche Bemühung wird angewendet, das Eigenthümliche des Falles auseinanderzusetzen, sich die über die Natur und den Gang des Uebels gemachten Beobachtungen mitzutheilen und sie einer collegialischen Berichtigung und Prüfung zu unterwerfen; wie selten verweilt man dabei, im ächten Geiste der Kunst zu bestimmen, was Noth thut und welche Hülfe geleistet werden muss und kann, und dann erst zur näheren Auswahl der Arzneimittel überzugehen. Gesetzt auch, es wären Viele so unterrichtet, um mit Würde diesen Weg der Untersuchung betreten zu können, so haben doch sehr Wenige so viel Milde, Bescheidenheit und Artigkeit im Charakter, um wenn auch nur den Schein sich abzugewinnen, als stünde einer ihrer Mitärzte so ihnen gleich oder so wenig tief unter ihnen, dass er ein Mehreres von ihnen zu fordern das Recht habe, als die blose Vorspiegelung einer Consultation, und die Bekanntgebung des eigenen Urtheils. Der Name der Krankheit, ein paar nichtssagende Technicismen werden ausgesprochen und der Auftrag ertheilt, die und die Recepte zu schreiben. Hiemit ist dann Alles abgethan, was sich auf die gegenwärtige Krankheit bezieht; freilich finden es die Herren hie und da der Klugheit angemessen, noch länger zusammen zu bleiben, nur müssen wir dann um der Ehre unseres Standes willen wünschen, dass Gegenstand und Inhalt des

Gespräches nicht etwa behorcht werden. Ich will indess gegen die älteren oder angeseheneren Aerzte nicht ungerecht sein und muss nach meinen Erfahrungen sagen, dass das Nichtdebattiren über die Lage des Kranken nicht immer ihnen zur Last fällt, sondern dass oft andere Aerzte sich ihnen so unterwerfen, sei es nun aus Schmeichelei, Trägheit oder Unwissenheit, so dass jene fürchten müssen, Verlegenheiten zu veranlassen, wenn sie tiefer in die Sache hineingehen wollen. Man will nur die äussere Ehre retten und glaubt dieselbe über jeden Angriff erhaben, wenn es nur dazu kommt, dass der hinzugerufene Arzt mit mysteriöser Feierlichkeit sich nach einem besonderen Zimmer zum Consilium begiebt. In diesem bringt man dann das eigene Selbstgefühl, das Vertrauen des Kranken und das Gebot der Pflicht gegen denselben jeder kleinlichen Politik gern zum Opfer und will durch niedriges Benehmen eine günstige Gesinnung erbetteln, um mit deren Hülfe gerechtem Tadel zu entgehen, oder man will hinter Schüchternheit, Ehrfurcht und Bewunderung grobe Unwissenheit verbergen oder gar Dankbarkeit für die erwiesene Auszeichnung zu erkennen geben. Und man muss doch die Erfahrung gemacht haben, dass ein solch herabwürdigendes Benehmen stets eine gute Statt finde und dass man mit dieser indolenten Geschmeidigkeit am besten durchkomme. O, dass Ihr, die Ihr durch Stellen, Alter oder wahren Werth an der Spitze der Aerzte Eurer Gegend oder Stadt stehet, nicht fühlt, durch welche erbärmlichen Mittel man auf Euch zu wirken sucht, welch eine ungeheuere Eitelkeit man bei Euch voraussetzt und welche Schwäche Ihr verrathet; dass Ihr das Bewusstsein nicht kennen lernt, welches Denjenigen beglückt, welcher den Geist seiner Mitmenschen erhebt, ihn zum Fortschreiten anfeuert und den Weg eröffnet, aber — ihn nicht, mit oder ohne Schuld, zurückhält und unterdrückt. Die Rückwirkung davon auf Euch bleibt nicht aus und enthält Eure harte Bestrafung. Es dringt sich Euch so allmählig eine Empfindlichkeit auf, welche alle Verbindung mit denkenden Menschen untergräbt. Ihr könnt es dann nicht mehr ertragen, wenn Eure Behauptungen sich nicht durch Euer blosses Ansehn gel-

tend machen, wenn nach ihren Gründen gefragt wird. Nun setzt Ihr eine Ehre darein, so zu imponiren, dass in Bezug auf Euch und Eure Lehren der Untersuchungsgeist sich nicht regen darf — recht geflissentlich überhört Ihr nun alle Zweifel, Einwürfe und die dem Eueren entgegengesetzten Systeme. Muss am Ende nicht die Folge eintreten, dass Ihr zur Nachforschung und Verhandlung der Wahrheit wirklich unfähig werdet, dass Ihr das Gewicht von Gründen und Gegengründen zu fühlen verlernt, dass Ihr die Stärke und Schwäche von Beweisen einzusehen nicht mehr vermögt? Wie wollt Ihr nun in Erweiterung Eurer Einsicht vorwärts kommen, wie auf Andere sie übertragen können? So geht das beschränkte, unbedeutende Wesen, das Ihr Euren Mitärzten, wenn sie mit Euch gemeinschaftlich handeln sollen, abnöthigt, oder doch an ihnen gern seht und nicht ausrottet, auf Euch selbst über, ergreift den ganzen Menschen in Euch, vernichtet den Erfolg, den Ihr als Schriftsteller zu haben einst fähig und würdig waret.

Immerhin mag auch einige Schuld daran, dass es so ist, dem herrschenden Tone der Zeit angerechnet werden. Man lehrt ja, tiefe Erörterung der Begriffe sei da, wo die Pflicht zu unterrichten uns nicht obliege, ein Beweis von Mangel an Lebensart. Was führt aber näher dahin, was reizt mächtiger dazu, als Widerspruch? Ihn musste man also vor Allem aus unseren Kreisen verbannen. Man hat den Schimpf auf ihn gelegt, dass er als eine Aufforderung zum Streite anzusehen sei. Natürlich, wenn man die eingehende Verhandlung wichtiger Gegenstände im Gespräche selbst schon als förmlichen Streit ansieht, da sie ja nicht stattfinden kann, ohne dass man seine Ansicht mit Wärme in ein vortheilhaftes Licht stellt und die des Anderen in den Schatten. Was man immer vermeiden muss und was alle Welt verhindert, lernt man nimmermehr mit Gewandtheit, Sicherheit und Feinheit ausüben. Es ist daher leicht zu erklären, dass so Wenige die Kunst zu disputiren verstehen, dass die Meisten alsbald aus ihrer ruhigen Stimmung kommen, welche zum Herrn des Gespräches macht und den Sinn für Wahrheit erhält — Heftig-

keit ergreift sie und geht auf Alle über — die abweichenden Punkte vermehren sich jeden Augenblick, mit ihnen steht die Neigung, sich auszugleichen, in umgekehrtem Verhältnisse — es wird immer unmöglicher, zu einem Resultate zu kommen — oft werden gar Unartigkeiten veranlasst — das einzige Rettungsmittel scheint endlich, es nie wieder bis zum Disputiren kommen zu lassen. Aber wäre es nicht männlicher, an sich zu arbeiten, dass man sich nicht so hinreissen lässt? Würde es Euch nicht weiter bringen, wenn Ihr Euch in der Kunst übtet, Andere mit Euch in Uebereinstimmung zu bringen? Geht doch in Euren Gesprächen mehr von den Ueberzeugungen aus, die Euch gemeinschaftlich sind, knüpft an diese später die Sätze, in denen Ihr Abweichung muthmasst, aber verbergt, dass Ihr sie fürchtet; drückt Euch über sie nicht in aller Stärke aus, aber verrathet noch weniger, dass Ihr so mit Klugheit zurückhaltet. Gebt dem Gegner, welchem Ihr näher kommen wollt, alle die Achtung zu erkennen, auf die er nur Anspruch machen kann, nicht in höfischen, leeren Worten, sondern in dem freundschaftlichen Bestreben, mit ihm gemeinsam der Wahrheit näher auf die Spur zu kommen und durch die Aufmerksamkeit, die Ihr seinen Gedanken schenkt. Freilich verbreitet man so Wahrheit mit etwas Falschheit. Aber man versperrt ihr sonst den Eingang und isolirt sich mit ihr. Man verstehe mich aber nicht so, als wolle ich listige Künste kennen lehren, durch die man Proselyten seiner Meinung und seines Glaubens machen kann. Den Untersuchungsgeist beschleichen und etwas, gesetzt auch, es sei die Wahrheit selbst, als Contrebande ihm zuführen, ist auch mir das verächtlichste. Auch halte ich es für Pflicht eines jeden Zusammenseins, zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen anhaltendes Nachdenken auf die abweichenden Ideen Anderer zu verwenden. Aber ein Anderes ist's, einen Weg einschlagen, der das Leidenschaftliche ausschliesst, der keine Vorurtheile für und wider aufkommen lässt und in eine Stimmung und Verfassung setzt, die Unbefangenheit giebt. Betrachten wir nun, welches andere Benehmen man an die Stelle des eben besprochenen treten lassen kann; eines, welches zu Zank

führt, oder welches noch häufiger gewählt wird, eines, welches Uebereinstimmung lügt und von Seiten des Einen die empörende Voraussetzung enthält, dass bei dem Anderen Nichtverleugnung der eigenen Meinung oder auch nur ihre Auseinandersetzung als persönliche Beleidigung anzusehen sei, von Seiten des Anderen aber schlaffe, elende Nachgiebigkeit in Dingen, die ihm heilig sein müssten, bis zur kriechenden Niedrigkeit ausdehnt?

Aber eben weil Consultationen so missliche Verhältnisse herbeiführen und weil Viele dieselben nicht so behandeln können oder wollen, dass sie das Gefühl haben, Gutes aus ihnen geschöpft oder durch sie gewirkt zu haben, desshalb erhebt sich die allgemeine Stimme der Aerzte gegen sie. Sähe das Publicum in ihnen nicht so viel Beruhigung und wollte es sie von der Meinung der Aerzte abhängen lassen, so würden bei weitem die Meisten sich gegen sie erklären. Selbst Diejenigen, welche sicher sind, immer in ihnen die Oberhand zu behalten, mögen die Weitläuftigkeiten nicht, werden in ihren Geschäften durch den Zeitverlust und, noch mehr, durch die Nothwendigkeit, zu einer bestimmten Stunde zu erscheinen, gestört, fürchten Irrungen und Streitigkeiten, werden von jedem noch so geringen und kurzen Widerstande gegen ihre Vorschläge gereizt und machen sich dann wohl zu Zeiten Vorwürfe und empfinden Reue, sei es auch nur, wenn sie sehen, wie das Publicum oder auch nur die Collegen ihr Verfahren beurtheilen. Zwar entzieht man ihm, der es dahin gebracht hat, in den meisten Fällen schwieriger Krankheiten hinzugerufen zu werden, selten etwas von dem Ruhme des glücklichen Erfolges, mag auch schon Alles von der anfänglichen Behandlung abgehangen haben, auf die er keinen Einfluss hatte; aber es foltert ihn doch die Idee, es könne, weil noch ein anderer Arzt da war, auch auf diesen einige Ehre übertragen werden. Weil nun aus dem Gesichtspunkte des grösseren oder geringeren hier einzuerntenden Vortheils der Grad der Theilnahme hervorgeht, so liegen Kranke, deren Besorgung sie wenigstens dem Scheine nach mit einem anderen Arzte theilen, ihnen weniger am Herzen. Sehen sie nun, dass noch nicht alles Vertrauen zu dem

da, wo der Ausgang eine unerwartet gute Wendung nimmt, die vortheilhafteste Gelegenheit, seine Kunst in Ansehn zu bringen.

Aber auch dort, wo Aerzte obenan stehen, mit welchen man nicht am Krankenbette zusammenkommt, ohne mannigfaltig belehrt zu werden, und ohne mehr heilsames Vertrauen zu sich zu erhalten, welche ausserdem sichtlich von dem Bestreben beseelt sind, durch Benehmen und Rede ihrem Mitarzte mehr Achtung bei seinem Publicum zu verschaffen, auch da peinigt oft der Gedanke an die Möglichkeit einer Consultation mit ihnen oder vielmehr die Annäherung derselben. Aber die Freude, die sie selbst so oft gewährt, überwiegt dann freilich diese vorübergehenden Leiden. Wie glücklich bin ich, dass ich hier ganz aus der Fülle eigener Erfahrung reden kann, während mich bei den vorhergehenden Darstellungen grösstentheils Beobachtung, an anderen Orten und Menschen gemacht, leiten musste. Ist die Krankeit gefahrvoll oder dunkel und verwickelt, oder ist die Person, die sie mit einer gewissen Heftigkeit ergriffen hat, von besonders grosser Wichtigkeit, so ist es freilich in der Ordnung, selbst zu beantragen, dass einer der angesehensten Aerzte mit hinzugezogen werde. Aber die Lage ist oft ganz anders, und verzogene, launige, vorurtheilsvolle, einfältige Menschen haben oft sonderbare Wünsche und Prätensionen und äussern sie ganz in ihrer Manier. Mag man noch so wenig eitel sein, immer hat es doch etwas Kränkendes, mit Misstrauen von einer Seite angesehen zu werden, der gegenüber sich auszuzeichnen das Ziel unserer angestrengten Bemühung so viele Jahre hindurch gewesen ist. Was aber am wehesten thut, ist, dieses Misstrauen entstehen, sich nähren und zu seiner ganzen Höhe heranwachsen zu sehen, wozu es nicht immer eines tiefen Blickes in den Menschen bedarf, da es sich häufig offen und unfein genug zu erkennen giebt, wenn auch noch nicht von der Art, dass man offen bricht oder ein anderer Arzt der Mittelsmann wird. Man rechnete so fest darauf, unter diesen Menschen für das oder für noch etwas mehr genommen zu werden, was man ist; man glaubte, diese und jene von uns bewirkte Cur sollte immer i

und Andenken bleiben. Noch gestern schien man
ätterlich an uns zu hängen und unsere Aussprüche
ıkel zu verehren, und heute nun dieser Contrast.
vohl muss darüber hinweggegangen werden und
die Krankheit das geschehen, was das Zweckmässigste
ınn der Kranke oder die Seinigen es auch noch so
ıinnig finden, vielleicht nur, weil es aus unserem Munde
unserer Feder kommt — so gebietet die Klugheit
lie Pflicht. Oft kehrt dann die uns günstigere Gesin-
zurück. Aber sie hält uns nicht schadlos für ge-
te Empfindung, für getäuschten Glauben. Die Be-
ıng unseres Herzens zu dieser Familie wird nie wieder
wie sie war, mag der Anschein auch ein anderer sein.
Freilich sind aber auch die Aerzte oft zu anspruchs-
und empfindlich. Sie unterscheiden nicht, in welcher
fahr der Kranke zu sein schien, und wodurch sie selbst
Idee von ihrer richtigen Einsicht wankend machten,
d dass sie es nicht als eine Beleidigung ansehen sollten,
ınn in vermeintlich entscheidenden Augenblicken die ge-
einsame Wirksamkeit zweier Aerzte oder die Gegenwart
ınes einheimischen oder benachbarten, anerkannt grossen
ıedicinischen Genies gewünscht wurde.

Zu Zeiten wird auf einmal von allen Seiten und wo
nan nur den entferntesten Vorwand dazu hat, der Bei-
stand eines anderen Arztes aufgedrungen. Das schlägt
nieder und führt zu betrübenden Betrachtungen. Es scheint,
die öffentliche Meinung setze einen so herab, dass sie einen
kaum für fähig halte, einen Schnupfen zu heilen. Aber
das ist denn gewöhnlich nur kurze Zeit so und Folge eines
grossen Beispiels, das es zur Mode macht.

Was vor den Consultationen mit von Seiten ihres
Wissens und Characters verehrungswürdigen Aerzten in
manchen Fällen verlegen macht, ist die Bedenklichkeit,
man werde ihnen nicht glaubwürdig genug darthun können,
warum man früher das Uebel von dem oder jenem Gesichts-
punkte auffassen, dieses thun und jenes lassen musste. Der
Gang und die Art der Zufälle haben seit Kurzem sich so
geändert, dass alles Vorhergehende mit dem Gegenwärtigen
kaum in Verbindung zu bringen ist. Es scheint dann, als

ob alle die kleinen Umstände, welche unser Urtheil bestimmen mussten, durch Worte nicht das Gewicht erhalten könnten, das sie in der That besessen haben. Wir fürchten, unser Verfahren aus Missverständniss nicht gebilligt zu sehen*). Je weniger wir besorgt sind, dass uns dies auf eine bittere Art bemerklich gemacht werden könne und je weniger wir es auch für möglich halten, dass Andere etwas davon ahnen könnten, desto mehr fürchten wir diese abweichende Ansicht, weil die Achtung und der Beifall eines solchen Mannes uns über Alles geht. Aber wir irren uns gewöhnlich; diese Milde sinkt nicht zu einem inquisitorischen Verfahren und diese Weisheit ist zu tief in die Mysterien der Natur eingeweiht, als dass sie sich auf ihre anscheinenden Widersprüche nicht verstehen sollte.

Nur den soeben erst von der Universität gekommenen jungen Aerzten hilft die Idee des Publicums fort, dass es ja leicht sei, in etwas misslichen Lagen sich in Rapport mit anderen Aerzten zu setzen. Ihre nicht zu bezweifelnde Unerfahrenheit schreckt so nicht ab; sie werden trotz derselben Hausarzt vieler Familien, die ihnen vorzüglich wohl

*) Es ist in solchen Augenblicken, sagt *Frank* vortrefflich, wo man jetzt den ganzen Verlauf der Krankheit, sowie den Erfolg der bisher angewandten Heilart sich kann vorlegen lassen, meistens leicht genug, den Character der Krankheit mit einer Gewissheit zu bestimmen, welche dem Hausarzte in den ersten Tagen des Zustandes schlechterdings unerreichbar gewesen ist. Die grossen Krankheiten gleichen sich, so verschieden sie am Ende sind, in ihren Anfängen oft wie ein Tropfen Wasser dem anderen; und da, wo noch nicht vorbehandelte, in ihrem ganzen Laufe bereits eingesehene, vielleicht epidemische Zufälle die Natur des so erst angreifenden, gleichen Uebels sogleich erklärten, ist dem geschicktesten Practiker oft nicht mehr zuzumuthen gewesen, als dass er genau beobachtete und auf's Gerathewohl keinen Schritt wagte, der für den (sehr möglichen) Fall eines Irrthums tödtlich werden konnte. Jetzt spricht der consultirte Arzt von demjenigen, was freilich anfänglich hätte geschehen sollen, als wenn es da schon eben so helle gewesen wäre, wie jetzt, wo die Sonne mitten auf dem Horizont steht — gerade so, als wenn jedes Symptom gleich anfänglich seine bestimmte Bedeutung gehabt hätte, und wirft, da das Räthsel jetzt durch die Dauer, Verbindung und Abwechselung der Erscheinungen aufgelöst ist, einen Schatten auf die practischen Einsichten seines Collegen u. s. w.

wollen oder die eine besondere Bereitwilligkeit und Thätigkeit von ihnen erwarten.

Sind nun den Aerzten solche Coalitionen untereinander in Bezug auf einen Kranken selten erwünscht und endigen dieselben selten erfreulich für sie, was führt sie denn so häufig herbei? Was macht es so auffallend, wenn man sie geradezu ablehnt? Was setzt so ausser aller Verbindung und Achtung der Aerzte Denjenigen, welcher sie immer und Jedem verweigert, welcher Niemand freundschaftlich die Hand bieten will, welcher niemals einen Arzt neben sich dulden will, mag denselben auch das Vertrauen früher ausgezeichnet haben oder mag es erst jetzt seine Gegenwart wünschen? Ich habe oben zu zeigen mich bemüht, welchen Widerwillen fast alle Classen von Aerzten gegen dieses Zusammenwirken nähren, welche Unannehmlichkeiten sie fast für Alle in so reichem Maasse mit sich führen. Nun sind es aber im Ganzen nicht Rücksichten auf die Wünsche oder Bedürfnisse der kranken Welt, welche den gemeinsamen Zusammenkünften so viel Gewicht verleihen, dass nur Wenige sich ihnen trotzalledem entziehen mögen; sondern in den Verhältnissen der Aerzte selbst liegt die Nothwendigkeit, dass Diejenigen auf gemeinsamer Berathung und Behandlung bestehen müssen, deren Hülfe der Kranke zur selben Zeit begehrt. Man fühlt zwar dunkel, aber doch stark, dass das Gegentheil davon etwas Schwankendes und Missliches in alle Lagen des Arztes und in die ganze Ausübung der Kunst bringen würde. Man würde allzuhäufig mit den Aerzten und Arzeneien wechseln. Das geringste Misstrauen, irgend ein Bedenken, eine kleine Laune würde schon Veranlassung sein, einen anderen Arzt zu Rathe zu ziehen. Aber man weiss, dieser werde auf einer Besprechung mit seinem Vorgänger bestehen. Es wird also einer Unterhandlung bedürfen, um auf eine gute Art den bisherigen Arzt dazu zu bestimmen. Erst jetzt nimmt man wahr, dass man keinen rechten Grund dazu hat, ist beschämt über seine Wankelmüthigkeit, scheut die Verlegenheit, die Weitläuftigkeit — oder es ist während dieses Zögerns so viele Zeit hingegangen, dass inzwischen die Krankheit oder das Vertrauen zum Arzte eine vortheil-

haftere Wendung nehmen konnte. Ist es aber eben so leicht, seinen Arzt wie seinen Schneider zu ändern, so wird der flüchtigsten Idee die Ausführung folgen. Die meisten Menschen sind so geartet, dass sie sich wenig kümmern über den peinlichen Eindruck, den ein bald darauf Verschwindender von ihnen mitnimmt. Und man würde noch unendlich gröber und ungerechter gegen Aerzte sein, wenn nicht die Verbindung häufig fortdauerte, nachdem man sich einem anderen Arzte zugewandt.

In einzelnen Fällen hofft der Kranke eine Einrichtung treffen zu können, dass ihn beide Aerzte besuchen, ohne dass Einer des Anderen Dasein ahnt. Er befolgt dann bald des Einen, bald des Anderen Verordnungen oder verbindet sie gar nach seinem Gutdünken miteinander. Es kann schwer sein, sich über ein solches Beginnen Licht zu verschaffen. Aber wenn der Zufall die Schlauheit vereitelt, die Aerzte einander treffen und nun entdecken, wie sie Beide getäuscht wurden — welch' feines, der Kunst zur Ehre gereichendes Gespräch kann da entstehen!

Selbst an Orten, wo nicht gerade der beste Ton unter den Aerzten herrscht und wo unter ihnen Menschen von schlechter Denkart und gemeinen Sitten sind, wird doch noch immer eine gewisse Rücksicht beobachtet. Diese Menschen vermeiden es dann wenigstens, mit den Kranken, deren Aerzte sie nicht sind, von ihren Krankheiten zu sprechen und geben nur versteckt zu verstehen, dass sie anders verfahren würden und die jetzt in Anwendung gezogenen Mittel missbilligen. Ja, in offenkundig feindseligen Verhältnissen wird sehr häufig ein kluges Schweigen beobachtet oder man gewinnt sich gar ein kaltes Lob ab; man weist zudringliche Fragen und Bitten um Rath ab: man fürchtet vielleicht, der andere Arzt werde ein anderes Benehmen als eine Kriegserklärung ansehen und demgemäss handeln. Oefters fühlt man auch, dass das Publicum durch musterhaft vortreffliche und rechtschaffene Aerzte, welche am Orte gelebt haben, eine hohe Meinung von Würde und Sittlichkeit des Arztes erhalten hat, und glaubt sich wenigstens äusserlich zu derselben erheben zu müssen, um in der öffentlichen Achtung nicht zu sinken. Der Rücksicht auf

die Meinung des Publicums entstammen hier Rücksichten auf Mitärzte, Schonung und Delicatesse gegen sie. Nur an solchen glücklichen Orten ist man vor häufigen und groben collegialischen Misshandlungen sicher — eine glückliche Folge des ehemaligen Einverständnisses der Aerzte. Wo man es jedoch dem Arzte nicht verübelt, wenn er sich aufdrängt oder wenn er zu einem Kranken hinzutritt, ohne die Formen zu beobachten, welche ihn mit dem vorigen Arzte verbinden oder diesem das auf ihn übergegangene Vertrauen des Kranken verkündigen, da muss die Ausübung der Kunst so freudenleer, als ungewiss sein. Jede Gesellschaft, in der ein Arzt oder ein warmer Anhänger desselben ist, wird ein Tummelplatz von Leidenschaften und Bemühungen werden, um einen Kranken wegzuhaschen. Ein solcher wird sich nicht auf der Strasse sehen lassen dürfen, ohne dass man mit nachtheiligen Urtheilen gegen seinen bisherigen Arzt und Selbstanpreisungen, resp. Empfehlungen des eigenen Arztes mit Recepten u. s. w. über ihn herfällt*). Glaubt aber ein Arzt, der dies liest, sein

* Diese Zudringlichkeiten gewinnen so leicht den Schein von Wohlwollen und scheinen von der Pflicht, dem Nächsten in Noth und Gefahr mit Rath und That Beistand zu leisten, abgenöthigt zu werden. So sehr ich nun solche Bemühungen „guter Freunde" tadle, so wünsche ich ihnen doch immer volle Wirkung, sobald sie nur einigen Eindruck auf den Kranken machen; denn Abnahme des Vertrauens zum Arzte ist einer Abnahme der Besserungsaussichten des Kranken gleich zu achten und macht eine grosse Bestimmung des Arztes — welche leider! oft die einzige ist, der er Genüge leisten kann — ganz hinfällig, nämlich die, dem Kranken in grossen und kleinen Uebeln Beruhigung und Geduld zu verschaffen durch den Gedanken, es werde der Krankheit Alles entgegengesetzt, was die Kunst aufbieten kann. Traurig ist aber, dass manche Aerzte davon überzeugt sind, die Möglichkeit, ein Menschenleben zu retten oder grosse Leiden zu verringern, müsse den Ausschlag geben und ihr sei jedes Verhältniss mit einem anderen Arzte aufzuopfern, weil eine kleine Beleidigung und Kränkung desselben doch nichts gegen die Thatsache bedeute, für einen Menschen so wohlthätig gewirkt zu haben. Aber sie sollten nicht einen einzelnen Fall, sondern im Geiste der höheren Sittlichkeit die Folgen ermessen, welche dieser Maxime anhaften würden, falls sie allgemein zur Annahme käme, und ob sie eine grössere oder kleinere Summe von geretteten Leben und gelinderten Leiden zu Stande bringen würde. Wie leicht glaubt nicht ein Arzt, zumal einer von der unteren Classe, eine bessere Einsicht

Ansehn und die Anhänglichkeit an ihn gingen so weit, dass alle Bemühungen solcher Art gegen ihn scheitern müssten, so täuscht ihn seine Eigenliebe und er verbirgt sich, sei er auch noch so berühmt, mannigfaltige Erfahrungen von sehr lebhaft gewordenem Misstrauen gegen ihn unter Umständen, welche nicht einmal menschliche Cabalen, sondern Beschränktheit der Kunst und Grösse der Krankheit für ihn ungünstig machten. Man setze mir nicht wieder entgegen, Celebrität und grosses Ansehn werde wenigstens deren Besitzer schützen. Was ist schwankender als die öffentliche Meinung von einem Arzte, und hebt sie ihn auch noch so hoch empor, immer ist man doch geneigt, den üblen Ausgang einer Krankheit ihm aufzubürden.

Aber ich behaupte ferner, wo nicht der Gebrauch der gemeinschaftlichen Berathschlagung herrscht, sei es einem Arzte fast unmöglich, zu überwiegend grossem Ansehn zu gelangen. Nicht die Zahl, nicht die Vornehmheit der Kranken, noch weniger das Gerücht grosser Curen entscheidet — wer kann hierin Vergleichungen unter den Aerzten anstellen, und hat nicht Mancher hierin viel für sich, ohne in der That ein bedeutender Arzt zu sein? Oft

---

von der Natur einer Krankheit zu haben und zu ihrer Bekämpfung besser ausgerüstet zu sein. Will man den Grundsatz anerkennen, mit Hintenansetzung jeder anderen Rücksicht zur Hülfe in Krankheiten herbeizueilen, so verdient der, nicht von Einsicht geleitete, Wille des Kranken selbst keine Achtung, und man darf, wie *Brown* und sein Schüler *Jones*, einen Bund mit einer Krankenwärterin schliessen, um einem delirirenden Fieberkranken, habe er sich auch vorher einem *Dunkan* und *Monro* anvertraut, heimlich Mohnsaft und doppelten Rum beizubringen. In einer heimlichen Zusammenkunft suchte *Brown* die Wärterin durch, aus seinem Systeme geschöpfte Gründe zu überzeugen. *Beddoes* sagt darüber: *Brown* konnte sich, in Rücksicht auf ein komisches Ansehen, immer mit Sancho Pansa messen, mit welchem er auch in anderer Rücksicht viel Aehnliches hatte. Diese geheime Unterredung mit der Wärterin würde, von der Hand eines Cervantes gezeichnet, ein allerliebstes Gegenstück zu der nächtlichen Zusammenkunft zwischen Don Quixote und der ehrwürdigen Duenna, Donna Rodriguez, ausmachen. Als der Kranke besser wurde, trieben *Brown* und die Brownianer die Niederträchtigkeit so weit, sich dieser Handlung zu rühmen. Die Krankenwärterin beschwor aber, die *Brown*'schen Mittel nicht gegeben zu haben. (Siehe *Girtanner*'s ausführliche Darstellung des Brown'schen Systems, I. Band.)

ist Jemand durch medicinische Schriftstellerei weltberühmt und traut sich selbst so wenig zu, als seine Mitbürger es ihm zutrauen, dass er ein einfaches Catarrhalfieber heilen könne. Denjenigen nur, welcher immer zu den Consiliis medicis berufen wird, sieht man an der Spitze der Aerzte seiner Stadt oder Gegend. Es ist ja meistentheils die Wahl, der Vorschlag eines Arztes, der ihn hinzuzieht. Damit gesteht ihm dieselbe also viel zu. In anderen Fällen glaubt man, das auf einen solchen Mann gerichtete Vertrauen entschuldige bei dem, welcher es vorher hatte, und hierin ist viel Wahrheit. Wenn aber an Stelle der Berathschlagung einfach der Uebergang zu einem anderen Arzte träte, so würde aus angegebenen Gründen gewiss nicht immer der beste, angesehenste Arzt gewählt werden.

Wir sind also uns selbst und der Kunst es schuldig, die Ehre der Consultationen aufrecht zu erhalten. Wer von seiner Seite sie verletzt, der tritt aus aller Verbindung mit seinen Mitärzten heraus, der macht sich in collegialischer Hinsicht vogelfrei. Er wird bald sehr unangenehme Erfahrungen machen, indem er die Maxime seines Benehmens in allgemeiner Anwendung auf sich selbst sehen wird. Denn es ist ein sehr falscher Wahn, dass das Verweigern gemeinschaftlicher Berathung oder die Nichtbeobachtung ihrer Rechte nur eine einzelne Handlung sei, welche zum Zweck habe, Streit und Uneinigkeit abzuwenden, und von welcher sonstiges Einverständniss und sonstiges gutes collegialisches Verhältniss unabhängig sei. Mit ihr steht und fällt die ganze Verbindung der Aerzte untereinander, in Beziehung auf Ausübung der Kunst. Hebt sie auf, so werden alle oben angegebenen üblen Folgen nicht ausbleiben, wenn Ihr Euch auch viel darauf wisst, dass Ihr mit weit getriebener Höflichkeit auf den Strassen einander grüsst oder gar zusammen Tabak raucht, spielt und schmauset*).

---

*) Man legt viel Gewicht darauf, Aerzte desselben Ortes zu verbinden und rechnet ihnen dies höher an, als die Befolgung der besten Grundsätze bei Collisionen am Krankenbette. So viel mir von solchen Gesellschaften bekannt geworden ist, haben sie weder viel Genuss gegeben, noch Nutzen geleistet, noch sich lange erhalten. Nur in London traten seltene, grosse Köpfe zusammen und unter-

Aber ein gemeinschaftliches Zusammenkommen und Besprechen am Krankenbette wird nicht blos dazu dienen, einen elenden Frieden unter Euch zu erhalten, Eurem Sein und Wirken am Krankenbette mehr äussere Festigkeit zu geben, Unterbrechungen, Störungen, Misshandlungen u. s. w. zu verhüten — nein, auch Eure Fortschritte in der Kunst, zu beobachten und zu heilen und auf den Geist der Kranken zu wirken, können davon grossen Vorschub erhalten, und Ihr, die Ihr schon gross und vollendet seid, habt dadurch die einzige Gelegenheit in Händen, das Bessere in Euch recht fruchtbar zu machen, indem Ihr es auf Eure Collegen übergehen lasst und so vervielfältigt. Wer nicht selbst das Glück gehabt hat, den Einfluss davon auf sich zu bemerken, dem wird nicht begreiflich zu machen sein, wie wohlthätig es ist, das Verfahren eines Arztes von Genie und Erfahrung am Krankenbette zu beobachten. Schon in der Art und dem Gange seiner Fragen liegt so viel, was die Sache in ihrem Innersten ergründet. Die

---

hielten sich mit dem Vorlesen trefflicher Abhandlungen, welche sie nachmals in Druck gaben. Von der Gesellschaft der correspondirenden Schweizer Aerzte und Wundärzte ist mir weiter nichts bekannt geworden, als dass sie viele kleine Aufsätze von ungleichem Werthe jährlich zu einem Bande ihres Museums sammelt und nichtssagende Diplome an bedeutende und unbedeutende Männer schickt. Ich habe immer gewünscht und auch öffentlich geäussert, die grossen inneren Zwecke, welche in dem Plane ihrer Stiftung liegen, möchten ihre Thätigkeit mehr reizen, als das Bestreben, ein Buch mehr zusammenzutragen. Mit vielen Aerzten des Ortes oder der Gegend in Etwas zusammenzuhängen, kann dahin führen, von der Annäherung epidemischer Krankheiten oder der Entwickelung eines besonderen herrschenden Characters der Krankheiten oft früher unterrichtet und nicht erst durch eigene Fehlgriffe auf den rechten Weg gebracht zu werden. Aber näher aneinander mögen sich nur Aerzte anschliessen, welche sich auch ohne gemeinschaftlichen Stand als Freunde genähert haben würden. Solche Freundschaften unter Aerzten haben viel Werth. Man sagt sich doch da Manches, was man bei blossen Consultationen nicht äussern dürfte, und holt Rath, bekommt Winke oder befreit sein Herz, dass man nun mit ganz anderem Muthe und Glücke zu dem Kranken geht, über den man sprach. Selbst wenn Aerzte nicht in so inniger Verbindung stehen und nur ihrer Redlichkeit trauen, können sie einander sehr viel sein. Man muss nur nicht zu fürchten haben, dass offene Mittheilungen über Kranke der Stadt gemissbraucht werden.

Fragen selbst bewähren den ächten, kritischen Prüfungsgeist. Welch ein Muster steht hier gegenüber, wie viele Winke erhält hier der Leichtsinn und die Unerfahrenheit des angehenden Arztes, tiefer in Erörterung von Thatsachen hineinzugehen, über die hinwegzugleiten er so geneigt ist. Mit welcher Beschämung nimmt man wahr, wie umfassend, wie geläutert das Wissen des Arztes sein muss, wie es ihm immer gegenwärtig sein und auf jeden einzelnen Fall sich concentriren muss. Wer in dieser Nähe eines vortrefflichen Collegen nicht zu dem festen Entschlusse kommt, an seiner Bildung mit Nachdruck zu arbeiten, in dem muss jeder Keim von Sittlichkeit und Ehrbegierde erstickt sein. Wer sich aber bis dahin nicht vernachlässigt hat, dessen Wille, in den Wissenschaften sich zu vervollkommnen, keiner Auffrischung bedarf, gerade der ist vorbereitet genug, um solche Gemeinsamkeit mit einem grossen Arzte recht benutzen zu können und dessen treffliche, practische Richtung sogleich aufzufassen und sich anzueignen. Die einzelnen Belehrungen und Aufschlüsse, welche ein solcher Meister am Krankenbette zu geben vermag, sind oft recht bedeutend und geben oft die Grundlagen zu schönen Leistungen des jüngeren Hörers. Man sage nicht, hierzu bedürfe es wohl kaum des gemeinsamen Wirkens am Krankenbette und ein einfaches Gespräch könne dasselbe gewähren. Es ist eine ganz andere Art von Belehrung, die man in Bezug auf einen wirklichen, vor Augen liegenden, Beide, so Lehrer wie Schüler angehenden, Fall geben und erhalten kann. Abgesehen davon, dass sie so den tiefsten Eindruck macht und die Seele unter solchen Umständen bereiter ist, sie aufzunehmen, muss auch unstreitig bei Vielen ein so dringendes Bedürfniss, eine so nahe Veranlassung erst vorhanden sein, ehe sie uns die Schätze ihres Nachdenkens und ihrer Erfahrung mitzutheilen vermögen. Bis dahin ist es, als wenn sie der Sprache nicht hinlänglich mächtig wären oder ihre Meinung nicht in klaren Sätzen fassen könnten Andere sind nur zu redselig, aber mit einer Art von Grosssprecherei behaftet, die ihr Ich immer heraushebt und Bewunderung oder gar Verwunderung erregen soll. Die blossen Worte dieser Herren finden und

verdienen keinen Glauben; aber die Auseinandersetzung ihrer Grundsätze, wie sie dieselben bei einer practischen Verwickelung, die uns mit anging und die wir kennen, anwandten, kann uns in unserem Systeme Aufklärung verschaffen. Ihr Gespräch oder ihre Schriften berühren nicht die Beschränkungen oder die Ausnahmen ihrer Lehren; im concreten Falle hingegen erkennen sie dieselben an.

Sehr viele Aerzte würden sich vom Getümmel der grossen Welt oder vom langweiligen, aber schwer zu bekämpfenden Reize des gedankenlosen Hinträumens u. s. w. noch mehr hinreissen lassen und noch seltener fortstudiren, als es ohnehin geschieht, wenn sie nicht fürchteten, bei Zusammenkünften mit vollendeten Aerzten eine gar zu erbärmliche Rolle zu spielen. Auch würden Manche von uns noch leichtsinniger Kranke behandeln, noch weniger Nachdenken auf sie verwenden und über ihre Heilung noch seltener unsere Classiker befragen, wenn der Gedanke sie nicht verfolgte, dass sie vielleicht morgen schon einem verehrten Kunstverwandten freundschaftlich Rede zu stehen haben. Wie vieler Staub würde auf den Büchern medicinischer Bibliotheken liegen bleiben, wenn nicht die Aussicht oder Gewissheit einer solchen Consultation zu ihnen Zuflucht nehmen liesse.

So hat das gemeinsame Zusammensein der Aerzte am Krankenbette mancherlei Einfluss, an den man meist nicht denkt. Unter Anderem verhindert es auch, dass Aerzte ohne grosse Ursachen und in Jahren, wo sie noch keine grosse Autorität haben, die gangbaren Heilmethoden verlassen und statt ihrer zu gewagten Neuerungen schreiten. Die Idee drängt sich auf, wie der hinzuzurufende Arzt dies beurtheilen werde; er wird aber nichts Anstössiges finden, wenn man in den Schranken des Erprobten bleibt. Durch die so unterlassenen Wagestücke mag freilich manche schöne Entdeckung verloren gehen, aber der Zufall sollte nie dasjenige, worüber man mit Grund übereingekommen ist, verdrängen, mag er auch ein- oder das andere Mal etwas Besseres an die Stelle setzen.

Wer mit angesehensten Aerzten seiner Zeit Kranke zu behandeln hatte, behält davon meist ein sehr angenehmes

Bewusstsein. Er sieht sich auf demselben Wege mit ihnen zum Wohle seiner Kranken und zur Erweiterung seiner Wissenschaft, mag ihm auch abgehen, was berühmt macht. So wie er, gehen auch sie im Finstern, im Halbdunkel und greifen oft fehl. In der Zukunft tadelt er an sich, dem Künstler nicht mehr, was eine Grenze der Kunst, wenigstens in deren gegenwärtiger Beschaffenheit ist. Liest man die grossen Schriftsteller, so enthält die Bewunderung des Lichts, das sie verbreiten, eine niederschlagende Vergleichung. Man glaubt, solche Genies könnten sich allenthalben helle Aussichten eröffnen. Es ist dabei zu bedenken, dass sie nur das aus ihrer Praxis heraus heben und der Welt mittheilen, worin die Grösse ihres Geistes mit glücklichem Erfolge gekrönt wurde. Sie beschenken uns so mit vortrefflichen Beiträgen, nur hat das Ganze ihrer Praxis mit diesen wenigen Ausnahmen ohne Frage dasselbe Nichtbefriedigende in der Theorie und dasselbe Unzureichende in der Anwendung, welches jeden einsichtsvollen und bescheidenen Arzt drückt.

Das Bewusstsein der Wohlthaten, die wir hervorragenden Fachgenossen danken, mag immerhin die Freiheit unseres Geistes in etwas beschränken. Mögen wir es doch fühlen, dass wir ihnen eine gewisse Nachgiebigkeit schuldig sind, dass wir auch in späteren Zeiten, wo wir, zum Theil mit durch ihre Einwirkung, mehr Selbstständigkeit und Werth erhalten haben, für ihre Meinung eine gewisse Ehrfurcht äussern müssen; immer schliesst das die Auseinandersetzung unserer Zweifel, das Aufstellen eines abweichenden Gedankens nicht aus. Aber man glaube sich auf einer noch so hohen Stufe der Reife und Vollendung und selbst über ehemalige Lehrer, — denn diese würdigen Männer sind es, ohne uns Collegia gelesen zu haben — erhaben, so müssten doch Dankbarkeit und Erinnerung der früheren Verhältnisse Bescheidenheit im äusseren Benehmen aufdrängen. Wahrheitsliebe und Pflichten gegen die Kranken brauchen ihr nicht aufgeopfert zu werden. In aller Stärke und Bündigkeit trage man immerhin wiederholt seine Gründe vor und widerlege ohne Rückhalt den leitenden Gedanken des Anderen. Aber man beobachte die Form,

welche uns die Herzen gewinnt und selbst die Gemüther unseren Meinungen nähert. — Selbst in der höchsten Spannung des Gespräches lasst nur die Begierde durchblicken, auch hier über Eure Zweifel, über Eure Meinungsverschiedenheit durch das Urtheil eines so verehrten Freundes belehrt zu werden. — Gebt zu erkennen, dass, wenn er Euch auch nicht überzeugt, Ihr doch im gegenwärtigen Falle wollt, dass geschehe, was er nach nochmaliger Prüfung für gut halte. — Doch auch vortreffliche Männer, welche grosse Ansprüche auf eine solche Begegnung haben, fehlen oft darin, dass sie nicht bemerken, wie ihre jüngeren Collegen sich vervollkommnet haben und zu geschickten Aerzten herangewachsen sind. Als Jene das noch nicht sein konnten, hoben sie dieselben schön hervor und wirkten grossmüthig für sie. Jetzt sollten sie aber doch den Ton der Superiorität und Gönnerschaft aufgeben, welcher ehemals nicht einmal bemerkt wurde, nun aber schmerzen muss.

Es könnte scheinen, als wenn das viele Gute, was ich den gemeinsamen Consultationen nachrühme, immer das Dasein eines wirklich grossen Arztes voraussetze, auf den man doch nur selten stösst. Ihre Vortheile möchten theoretisch also immerhin gross sein, nur selten würden sie wirklich werden. Aber mit wenigen Abänderungen passt fast alles Gesagte auch auf das Zusammentreten mittelmässiger Aerzte. Sind sie einander auch keine Muster zur Nachahmung, so sehen sie doch häufig Einer am Anderen Beispiele eines anderen Benehmens und Verfahrens, das ihr Nachdenken weckt und zur Vergleichung anspornt. Theilen sie einander auch keine Fülle neuer, grosser Wahrheiten mit, so sagen sie einander doch oft Nutzbares. Auch ihr Beifall ist ihnen wechselseitig werth, ihre jetzige Uebereinstimmung unentbehrlich. Sie bestreben sich also, einander ihre Gründe mit Bestimmtheit und Gründlichkeit vorzulegen — eine sich reichlich lohnende Bemühung, zu welcher gerade unter dieser Classe von Aerzten öfters Veranlassung sein sollte.

Alles aber beruht unter allen Umständen und Verhältnissen darauf, dass im Zusammenwirken und gemeinsamen Besprechen der Aerzte immer der wahre collegialische Geist

und Sinn seine Rechte behaupte. Welche Ausdehnung diese haben und von welcher Art sie sind, wird hoffentlich bei Lesern dieses Aufsatzes nicht mehr in Frage sein. Beide Aerzte, sie seien an Jahren, Rang, Ruhm und Einsichten noch so verschieden, müssen beiderseits dahin arbeiten, dass Jeder von ihnen die Ueberzeugung habe, es geschehe Alles, was das Wohl des Kranken erfordert, denn von ihrer Uebereinstimmung verspricht sich dieser gerade viel. Ohne Uebereinstimmung in den Grundanschauungen einem anderen Arzte seine Einwilligung abzudringen, ist schon ein eigenthümliches Beginnen; aber wie soll man das Verfahren nennen, wenn sich Keiner von Beiden die rechte Mühe giebt, um sie womöglich zu Stande zu bringen? Jedem Vorschlage, jedem Einwurfe ist desshalb die grösste Aufmerksamkeit zu widmen. Es kommt eben vorzüglich darauf an, dass man einander in Ausmittelung der anzuwendenden Hülfsmittel befriedigt. Ueber ihre Wirkungsart, über die Natur und Ursache des Uebels muss man sich genügend aussprechen und der einem Jeden eigenen Beurtheilung alle Aufmerksamkeit widmen. Man darf es nicht verhehlen, wenn man wesentlich von einander abweicht, allenfalls mit kurzer Erwähnung der Gründe. Denn das Zusammenkommen bezweckt eine Berathung darüber, was ein bestimmtes Individuum zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu thun habe, nicht aber theoretische Grübeleien, denen Jeder auf seine Art nachgeht. Man soll sich über die Arzneien u. s. w. vereinigen und das ist unter Nerven- und Humoralpathologen von der verschiedensten Art gar wohl möglich, ohne dass irgend einer seinem Systeme abtrünnig wird. Man halte sich nur an reine Erfahrungssätze, oder da dieses eine Forderung enthält, die, gehörig verstanden und streng genommen, bei dem jetzigen Zustande der Arzneikunde nur schwer und in vielen Fällen vielleicht gar nicht zu erfüllen ist, so einfach sie auch zu sein scheint — so gehe man nur von practischen Maximen aus, welchen man beiderseits anhängt. Man traue theoretischen Raisonnements wenig Einfluss auf die Stimmung des Anderen zu, sondern lasse geprüfte und erwiesene Thatsachen auf dieselbe einwirken. Man kann sich

dann wohl erlauben, zu bemerken, weil dieses eine würdige Unterhaltung von Wahrheitsforschern ist, inwiefern die Erscheinungen der Krankheit und ihr Gang u. s. w. dem oder jenem Systeme günstig oder ungünstig sind, und was sie in ihm darthun oder entkräften, erweitern oder berichtigen. Man lege es jedoch nie darauf an, in dem Anderen eine Revolution zu bewirken. Dahin zielende Bemühungen wird man selten gut aufnehmen, sie werden veruneinigen und selten guten Erfolg haben. Aber will man auch diese, wie jede andere Gelegenheit benützen, um so viel Gutes als möglich zu verbreiten, so begnüge man sich, den Collegen auf den Weg des unbefangenen, erfahrungsmässigen Denkens gebracht und ihm wichtigen Stoff dargereicht zu haben, wenn Bescheidenheit auch nicht den Gedanken aufkommen lässt, dass das eigene Beispiel wohlthätig wirkt.

Leider werden Viele die hier aufgestellten Grundsätze idealistisch finden. Dieselben thun allerdings den höchsten Forderungen Genüge und nur Wenige haben die Bildung des Geistes und die Geschmeidigkeit im Verkehr, um ihnen gemäss verfahren zu können. Aber sie leiden doch in voller Ausdehnung Anwendung. Leichter ist es freilich, mit Hintansetzung der Vernunft und des Gefühls Anderer Maassregeln durchzusetzen, welche diese Anderen zu billigen scheinen müssen, mögen sie dieselben auch für unsinnig und schädlich halten — oder die Niedrigkeit und Verleugnung des Selbstbewusstseins und der Pflicht so weit zu treiben, dass man anscheinend aus Höflichkeit, in Wahrheit aber aus Indolenz oder Politik sich gänzlich des Anderen Beurtheilung unterwirft, wenn man auch gerade keine grosse Meinung von ihr hat.

Indessen wird sich doch öfters auch eine solche Differenz in Grundsätzen und Ansichten offenbaren, oder so viel Halsstarrigkeit und so wenig Trieb und Kunst, sich einander zu nähern, dass zu keinem gemeinsamen Resultate zu gelangen ist und Jeder fest bei seiner einmal ausgesprochenen Meinung bleibt. Es kommt vor, dass, wer am lautesten spricht oder sich der grössten und vornehmsten Praxis bewusst ist, oder wer der zuletzt Gerufene ist und sich also für den Gegenstand des stärksten Zu-



trauens des Kranken hält, fast dazu zwingt, dass geschieht, was ihm einseitig gut dünkt. Wenn man nicht hat verhindern können, dass es so weit kommt, dann kann es schwer werden, zu bestimmen, was für Wege in misslicher Lage einzuschlagen sind. Man kann Gefahr in der Heilmethode selbst sehen, Gefahr in der Zeit, die bei hier unwirksamen Mitteln verloren geht, Gefahr in der Krankheit, die auf andere Art vielleicht abgewendet werden könnte. Wie niederschlagend ist es nun, sein besseres Wissen nicht geltend machen zu können und sich durch Dünkel und Beschränktheit verdrängt zu sehen.

Nicht immer ist mit dieser Zurücksetzung eines Arztes persönliche Beleidigung verbunden. Wo er dieser ausgesetzt wird, muss er nicht anstehen, es zum Bruche kommen zu lassen. Es entsteht dann die Frage: was hat der Arzt zu thun, wenn er das Leben eines Menschen, für das er Pflichten übernommen hat, durch Irrthümer glaubt auf das Spiel gesetzt zu sehen? Soll er seinen Mitarzt bei dem grösseren Publicum denunciren? Gewiss nicht. Wie misslich ist nicht die Beurtheilung eines medicinischen Streites über einen concreten Krankheitsfall? Man erinnere sich an das, was in dieser Abhandlung schon weitläufig darüber gesagt worden ist. Auch darf er auf eine einzelne Veranlassung hin nicht den Ruf eines Menschen vernichten, der vielleicht andere gute Seiten hat und dessen Richter zu sein er durchaus nicht berufen ist. Soll er nun, ohne sich eine Anklage oder Beschuldigung zu erlauben, einfach anzeigen, er und der andere Arzt können sich nicht einigen, Einer von ihnen müsse freie Hand bekommen; diesen auszuwählen sei Sache des Kranken oder Derer, welche ihn vertreten? Welche Verlegenheit, welche Unruhe wird er so nicht erzeugen? Zu welchen Auslegungen und Geschichten wird er so nicht Gelegenheit geben, und diese werden wahrlich besonders Denjenigen treffen, welcher früher allein handelte. Der Vorschlag, einen dritten Arzt hinzuzunehmen und diesem die Entscheidung zu überlassen, hat noch das Meiste für sich. Aber die Schwierigkeit wird sein, dass beide Aerzte dafür stimmen müssen. Gleichwohl wird es bei wichtigen und gefährlichen Krankheits-

erscheinungen oft Pflicht sein, sich durch einen solchen bedeutenden Schritt der Verantwortung zu entledigen, besonders, wenn wir Ursache haben, zu glauben, der Kranke habe ein überwiegendes Vertrauen zu uns oder hoffe gerade viel von der — hier also nur vorgespiegelten — Uebereinstimmung zweier Aerzte. Zum Glück ist aber gerade bei Gefahren sehr selten streitig, wovon noch Etwas zu hoffen ist, und auch die Aerzte werden milder gestimmt und schliessen sich enger aneinander. Auch dringt dann meist derjenige durch, auf dessen Seite die besseren Einsichten sind. Wo nur von einem kleinen Zeitverluste höchstens die Rede sein kann, muss es für jeden Arzt lehrreich sein, nun einmal ein anderes Verfahren beobachtet zu sehen, als ihm eigen ist. Wenn er jedoch auf einen Collegen stösst, welcher die Anmassung hat, zu glauben, ihm gebühre immer, den Ausschlag zu geben, und welcher das Debattiren vorher geschehen lässt, nur um mit seinem Dünkel und seinen Vorurtheilen noch mehr zu drücken, so ist es rathsam, bei dem jetzigen Krankheitsfalle schweigend zu dulden, aber für die Zukunft alles Zusammentreten mit ihm abzulehnen. Nur werden diese beiden Aerzte, welche ferner nicht mehr gemeinschaftlich handeln, einander doch insoweit schonen müssen, als sie sich nicht mit Kranken einlassen dürfen, in denen Einer von ihnen unmittelbar vorher Arzt war — denn das würde zum Kriege und zur Handhabung eines anderen Systemes führen, als dasjenige ist, Collisionen zu vermeiden.

Ich muss mir nun einige mehr in's Einzelne gehende Bemerkungen erlauben. Viele Aerzte weigern sich, Kranken das erste Recept zu verschreiben, ehe sie Rücksprache mit ihren Vorgängern genommen haben, und glauben damit allen collegialischen Verhältnissen Genüge gethan zu haben. Diätetische Verordnungen aber und sogar solche, welche auffallend von den bisherigen abweichen, erlauben sie sich auf der Stelle. Sie sind dann auch wohl indiscret genug, mit allem Prunke einer neuen Entdeckung der Krankheit einen merkwürdigen, seltenen Namen zu geben und besonders eine Krankheitsursache, die nicht genug Beachtung gefunden zu haben scheint, an's Licht zu ziehen. Sie er-

wägen nicht, in welchen Schatten sie so ihren Mitarzt setzen und in welche Verlegenheit dieser kommt, wenn ihm der Kranke früher als sein College die vermeintlich neuen Ideen mittheilt. Soll er ihre Neuheit, ihre Wahrheit bewundern? soll er sagen, sie wären ihm nicht entgangen, er hätte sie aber nicht geäussert? oder soll er sie nach ihrem Werthe frei beurtheilen? Wohin soll das dann führen? Nach der ersten Zusammenkunft aber finden sie kein Bedenken darin, auch wenn keine Gefahr im Verzuge ist, in Allem durchaus einseitig zu verfahren. Sie scheinen zu vergessen, dass noch ein anderer Arzt den Kranken besucht, oder ihm doch nur mit einer Art von Höflichkeit die Einsicht der Recepte zu gestatten. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, dass ihre Eitelkeit und Selbstsucht ihnen nur desshalb gestattete, die erste Unterredung mit dem anderen Arzte zu suchen, um keinen allzu groben Verstoss gegen die öffentliche Meinung zu machen.

Dass manche Aerzte nur der Meinung des Publicums, nicht aber der besseren Rücksicht auf die Verhältnisse der Aerzte untereinander folgen, wenn sie den Antrag auf Zusammenkunft mit dem vorigen Berather stellen, erhellt daraus, dass sie, nennt ihn der Kranke nicht, auch nicht nach ihm fragen und ihn, mag er ihnen auch bekannt sein, doch gänzlich ignoriren. Wie kleinlich ist nicht dieses Benehmen? Wer sich desselben nur einmal in seinem Leben schuldig gemacht hat, liest, wenn ihm nur noch einiges Gefühl innewohnt, diese Stelle sicherlich nicht ohne Beschämung. Aber es ist auch dem Kranken verderblich. Die Aengstlichkeit, der gefürchtete Name möge ausgesprochen werden, lässt das Krankenexamen gewiss bald abbrechen. Nicht einmal durch Tradition hört man nun, welches diätetische Verhalten, welche Arzneien vorher in Anwendung gekommen sind, und alle leitenden Winke gehen verloren, welche aus der vortheilhaften oder nachtheiligen Wirkung vieler Dinge (ex juvantibus et nocentibus) zu nehmen sind.

Andere stellen den Grundsatz auf, nur über die Behandlung des Hauptübels seien Verabredungen zu treffen.

Die Symptomenjagd*) nach Willkür für sich allein zu treiben, würden sie sich nie nehmen lassen. Es ist aber zu fürchten, dass, wer nach solchen Unterscheidungen hascht, vielleicht nur um es oft entschuldigen zu können, wenn er bei einem gemeinsamen Kranken keine Notiz von seinem Mitarzte nimmt, nur allzu geneigt ist, seinem tiefen Widerwillen gegen das Zusammensein mit anderen Aerzten zu viel nachzugeben. Aber der Grundsatz an sich hält keine Untersuchung aus. Abgesehen von allem Anderen, würde auch dem Widerspiele der Aerzte gegeneinander hier ein freier Spielraum geschaffen, und die Symptomenjagd würde nothwendig in eine Jagd nach Verläumdungen des Collegen und seiner Maassregeln ausarten müssen; denn Jeder würde dem Kranken seine Mittelchen aufdringen wollen. Die Verfechter dieses Grundsatzes wollen doch nicht etwa das Recht dieser Jagd für sich allein reservirt haben? Nun aber setzen sie sich nur in die Lage, dass man ihnen zuvorgekommen ist und oft zuvorkommt, werden sie da der casuistischen Unterscheidung noch so gewogen bleiben? Wir alle wissen ja nur zu gut, dass der Kranke das grösste Gewicht auf diese Symptome legt und den Zauber, mit dem man sie auf kurze Zeit wegschafft oder verändert, für das Höchste der Kunst hält. Kürzlich hat noch Herr Dr. *Matthäi* in einer Schrift über die Ruhr sehr gut gezeigt, dass man das Vertrauen des Landmannes nicht erhält, wenn er einen nicht solche symptomatische Wundercuren machen sieht, und der aufgeklärte Städter versagt ihnen seine Bewunderung auch nicht**).

Nun ist die Frage zu erörtern: ist zum gemeinschaftlichen Handeln denn immer Zusammenkommen am Krankenbette nöthig? Können die Untersuchungen, welche da an-

*) Der Verfasser versteht, wie es scheint, unter „Symptomenjagd“ die rein symptomatische Therapie. D. Herausg.

**) Der Herausgeber ist der Meinung, dass der grösste Theil der in Europa verbrauchten Narcotica aller Art — und, bei vorhandenem Missbrauche des Thermometers in den Händen des Kranken, auch der Antipyretica — dieser ewig jungen Sucht nach symptomatischen Wundercuren geopfert wird. Die Weichlichkeit der Kranken, besonders der chronisch Kranken, ist — hauptsächlich dadurch — in den letzten Decennien sichtlich gestiegen.

zustellen sind, nicht von Jedem für sich gemacht werden, und ist das nachherige Besprechen, ja das blosse Correspondiren über die Resultate nicht schon, wenigstens in den meisten Fällen, hinreichend? Bei sehr verwickelten Krankheiten, bei solchen, die sich plötzlich verändern können, bei allen acuten Fiebern wird es nützlich und nöthig sein, dass die Aerzte sich zu einer gewissen Stunde im Krankenhause zusammenfinden. In solchen Fällen giebt es Vieles, worüber man sich nur durch den gemeinsamen Anblick verständigen, was der Eine für das Gefühl und die Aufmerksamkeit des Anderen nur an Ort und Stelle herausheben kann. Auch würde es unbillig sein, wenn vorauszusehen ist, dass die Umstände so leicht sich verändern und eine Modification der Verordnungen erfordern können, nicht eine gemeinschaftliche Zusammenkunft beim Kranken zu verabreden, in welcher nach collegialischer Berathung ohne Zeitverlust das Nöthige beschlossen werden kann. Wer Erfahrungen über das Zusammenwirken von Aerzten hat, wird mit mir darin übereinstimmen, dass der Auseinandersetzung von Thatsachen, die vor dem Hinzutreten des anderen Arztes oder doch nicht unter seiner Beobachtung vorfielen, mehr Aufmerksamkeit und Untersuchung gewidmet, dass der Erzählung selbst mehr Wahrheit und Ausführlichkeit gegeben wird, wenn die Angelegenheit des Kranken in dessen Hause verhandelt wird. Es ist, als wenn dessen Nähe noch eine besondere Aufforderung enthielte und ein besonderes Interesse einflösste. Es mag diese Bemerkung uns Aerzten nicht zur Ehre gereichen, aber sie ist nur zu wahr und verdient alle Rücksicht. Ihre Erklärung liegt vielleicht mit darin, dass, wenn der Arzt blos seinen Collegen vor sich hat, ihm nur die passive Rolle des Hörers zu Theil wird. Bieten sich ihm aber durch das Befragen Mehrerer, welche mit gegenwärtig waren, abweichende Punkte dar, bestimmen sie Einiges näher, führen sie den Gang einiger Zufälle mehr aus, fügen sie Manches hinzu, widersprechen, berichtigen sie die Aussage des Arztes oder bestätigt sich diese auch, trotz der Einreden des Kranken und der Seinigen, immer ist für ihn die Anreizung da, in dem Bewusstsein, nun das Ganze

der Krankengeschichte selbst bilden zu müssen und die höhere Instanz bei allen Widersprüchen zu sein, welche aus den verschiedenen Angaben des Arztes, des Kranken u. s. w. hervorgehen. Andererseits, wenn Maassregeln, von denen Leben und Gesundheit abhängen, getroffen werden müssen, sollte nicht den Arzt alsbald eine gewisse Erschlaffung des Geistes befallen, wenn zur Selbstthätigkeit keine Gelegenheit ist und seine Anstrengung nur von dem Collegen wahrgenommen werden kann.

Und endlich liegt auch mehr Würde und Nachdruck und damit auch mehr Beruhigung für den Kranken in dem Zusammenkommen der Aerzte beim Kranken selbst. Dies ist in manchen Fällen gewiss sehr zu beachten.

Ein grosser Theil der oben auseinandergesetzten Vortheile, welche der Bildung des Arztes aus gemeinschaftlichem Zusammensein mit anderen Aerzten entspringen, beruht darauf, dass es möglich ist, diese in ihrem Benehmen am Krankenbette, in ihren Blicken, Rücksichten, dunkelen Ideen, in ihrer ganzen Wirkung auf den Geist des Kranken, zu beobachten. Hierzu muss man die Gelegenheit nicht so oft unbenutzt vorübergehen lassen.

Ist ein Arzt schon in etwas gespannter Lage mit seinem Collegen und sieht ihn empfänglich für Misstrauen, übele Auslegung u. s. w., oder fürchtet von ihm ein feindseliges Benehmen, so ist es rathsam, häufiger mit ihm bei dem Kranken zusammenzukommen. Man finde sich pünktlich zur verabredeten Zeit im Hause des Kranken ein, es mag auch noch so viele Beschwerde haben. Härter ist es denn doch noch immer für den Collegen, lange oder gar vergebens warten zu müssen, ein Onus, welches man ja gern dem niedrigsten Menschen erspart.

Von einem sehr ehrwürdigen Manne hörte ich einst einen grossen Einwurf, nicht gegen das gemeinschaftliche Zusammenwirken, sondern gegen das eigentliche Zusammensein der Aerzte am Krankenbette: es störe die genaue Beobachtung und Untersuchung des Kranken. Die Furcht, ob man auch die gehörige Rücksicht auf den anwesenden Collegen nehme, seine Unterbrechungen, der Gedanke, dass die Zweckmässigkeit unseres Verfahrens von einem Kenner



beurtheilt werde, kann gar wohl die nöthige Ruhe und Unbefangenheit des Geistes entziehen, so lange man nicht geübt ist, auch in Gegenwart und unter dem Beistande eines Sachverständigen die Krankheit recht in's Auge zu fassen. Es wird eben nutzbringend sein, zu lernen, dass man auch unter diesen Störungen nicht irre werde, da die Aufmerksamkeit des Arztes durch nichts von dem, was ihn einzig angeht, nämlich von der Krankheit, abgezogen werden soll. So lange, als er es nicht dahin gebracht hat, muss ihm sein College aushelfen, oder muss er, ausser den gemeinsamen Zusammenkünften, noch besondere Besuche beim Kranken machen. Gewisse Charactere kommen aber immer durch das Zusammentreffen mit einem anderen Arzte beim Kranken in Verlegenheit. Sie treiben die sogenannte medicinische Politik, das savoir faire sehr weit, nicht nach festen, moralischen Grundsätzen, welche durch die Nothwendigkeit, dass das Vertrauen eines Kranken in Dinge, welche er nicht versteht, und über welche er Vorurtheile hat, zu erhalten ist, etwas anders vorgezeichnet werden, als sie in anderen Verhältnissen gelten — auch nicht in einem dem Bedürfnisse angemessenen Grade. Sie finden — wenn auch sonst ehrliche Männer — ein unmittelbares Wohlgefallen an diesen Künsten der Verstellung, an medicinischem Lug und Trug, und benehmen sich in der einfachsten Lage, wie sie es in der verwickeltsten thun könnten. Wo sie kurz und bündig nur das thun konnten, was zur Sache gehört, tragen sie ein sehr schlechtes Bewusstsein mit davon. Nun erwägen sie nicht, dass ihr College ja nur die überflüssige Anwendung, die zu grosse Ausdehnung, den Missbrauch der beschönigenden Aeusserungen tadeln kann, da er sie ja selbst oft in Anwendung ziehen muss — denn wer muss z. B. nicht häufig verhehlen, wie gering der Zusammenhang ist, welchen er zwischen den mannigfaltigen Zufällen der Krankheit sieht, wie neu, wie dunkel sie ihm sind, wie wenig er ihre Ursache enträthseln kann und wie geringes Vertrauen er zu den Mitteln hat, welche er in Gebrauch zieht — wer darf seinen Verordnungen in einzelnen Fällen den Ruhm entziehen, welcher der Zeit, dem Zufalle oder der Naturthätigkeit gebührt, da ihm so

oft die Schuld aufgebürdet wird, welche der Vernachlässigung des Kranken, der Heftigkeit, Unheilbarkeit des Uebels u. s. w. hätte angerechnet werden müssen, und er so auch nicht selten die verdiente Ehre einer Heilung verliert. Es ist sehr merkwürdig, dass die grössten Menschenkenner, denen in anderen Verhältnissen kein Gedanke und keine Empfindung im verborgensten Winkel der Seele ihrer Mitbürger entgeht, die Unwahrheiten und Machinationen von uns Aerzten nicht einmal ahnen, sie mögen nun auf sie selbst gemünzt sein oder nur unter ihren Augen, gehäuft oder einzeln, grob oder fein, gebraucht werden. Und der einfältigste Arzt durchschaut sie.

Wenn wir ein vorzügliches Interesse daran haben, einem Arzte, der mitten in eine verwickelte Krankheit hineintritt, das Ganze aller Erscheinungen im wahren Zusammenhange unter die Augen zu bringen, aber der Meinung sind, dass das flüchtige Gespräch nicht im Stande sein werde, das Bedeutende so herauszuheben und vom Unbedeutenden so zu unterscheiden, dass die Bedeutung von Allem nicht übersehen werde, dann ist es am rathsamsten, die Krankengeschichte zu Papier zu bringen und schriftlich mitzutheilen. Auch ist die schriftliche Auseinandersetzung da zu empfehlen, wo wir die Stärke einiger Gründe, welche wir nicht gehörig beachtet sehen, zeigen, und eine Ansicht und Behandlung, gegen die man Vorurtheile hat, zur unbefangenen Prüfung bringen wollen. Mit wenigen geschriebenen Reihen kann man sich aber oft bei allen nicht sehr wichtigen neuen Vorschlägen und Abänderungen, welche man vorschlagen möchte, das Zusammenkommen und Besuchen ersparen.

Aerzte, welche häufig Kranke gemeinschaftlich miteinander hatten, müssen nie ermüden, wenigstens nicht nach einseitigem Gutdünken, alle diese, nicht selten lästigen Rücksichten zu beobachten. Durch manche Umstände, welche der Beobachtung des einen Arztes entgehen können, mag die Lage des anderen in diesem Hause, bei jenem Kranken, sehr delicat sein und also leicht in der Vernachlässigung der Formen etwas Empfindliches liegen und wider den Willen des Collegen eine wahre Beeinträchtigung werden.



Je berühmter und angesehener ein Arzt ist, desto mehr Schonung ist er den Aerzten schuldig, welche die öffentliche Meinung mit oder ohne Ursache tief unter ihn stellt. Er verdunkelt sie durch seine Gegenwart ganz und vernichtet die Vorstellung von ihrem Einflusse, wenn er nicht geflissentlich sucht, bemerkbar zu machen, dass er auf ihre Meinung Gewicht legt. In diesem Verhältnisse besonders kann die Sucht, welche manchen Menschen oft ergreift, ohne besondere Veranlassung sich beleidigt oder doch nicht gehörig respectirt zu glauben, recht unglücklich machen. Mein Wunsch ist, diese Abhandlung möge dahin wirken, dass Aerzte in Bezug auf einander würdigere Grundsätze annehmen, weder tadelnswerthe Prätensionen machen, noch sich dieselben gefallen lassen; aber der Aengstlichkeit und übertriebenen Empfindlichkeit, welche mit der, an sich schon nicht probehaltigen, und durch die Begierde, Stoff für Klagen zu erhalten, so leicht und so unbemerkbar verfälschten Waage der Eitelkeit immer Worte und Mienen abwiegen, möchte ich nicht Nahrung geben. Dennoch sollten Aerzte von grossem Ansehn öfter den Einfluss ihres Benehmens gegen die Collegen mehr in Betrachtung ziehen und bedenken, wie diese oft, zumal wenn sie noch jung und ohne grossen Anhang sind, durch ein unwillkürliches Achselzucken, durch ein übereiltes Wort, das als Missbilligung gedeutet wird, auf Jahre hinaus in der guten Meinung ihres Publicums vernichtet werden; und wird es etwa nicht bemerkt oder hat es die Folgen nicht, welche davon zu erwarten waren, so kann es doch grosse Besorgniss erregen, den guten Ruf zu verlieren. Doch sah ich berühmte Aerzte auch in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Um Missdeutungen zu entgehen, um nicht zu kränken und wehe zu thun, machten sie sich zum Gesetz, jede Krankheit, in deren Verlauf sie hinzugerufen wurden, als bis dahin gut behandelt zu erklären und dem bisherigen Arzte ein grosses Lob zu spenden. Ihn zu tadeln, sind sie freilich nicht berechtigt, aber man soll doch Unwissenheit und Leichtsinn nicht geradezu in Schutz nehmen und als vortrefflich auszeichnen. Man macht sich doch für den

Schaden, welchen sie stiften, verantwortlich, und was bleibt zuletzt über die besseren Aerzte zu sagen übrig?

Streng muss man darauf halten, in der Krankenstube und in Gegenwart der Laien nur Gang und Beschaffenheit der Krankheitszufälle zu verhandeln, nicht aber dort in Erörterung der Ursachen und Heilmittel einzugehen. Es muss ein tiefes Geheimniss bleiben, wessen Idee befolgt wird, wer den ersten Vorschlag that. Auf diese Weise vermeidet man Eifersucht und den Missstand, dass dem einen Collegen mit Bestimmtheit alles Mitverdienst abgesprochen werde. Auch erlauben sich Aerzte, wenn sie unter sich sind, eher einander zu widersprechen, Zweifel aufzuwerfen u. s. w. und schenken einander die gehörige Aufmerksamkeit. Es ist doch wichtig, dass man Alles thue, um keinen Pendant zu dem Auftritte zu veranlassen, welchen *Chodowiecki* so meisterhaft vor *Fritzen*'s medicinischen Annalen dargestellt hat. Sollte man auch nicht davor zurückscheuen, in die Stimmung der Herren Doctoren zu kommen, so erinnere man sich nur des herzbrechenden Ausdruckes der Empfindungen und Gedanken des Kranken im wehmüthigen Hinblicken auf seine zankenden Aerzte, welche zwar Hände genug zeigen, aber nur wenig Sinn für ruhige Ueberlegung und gänzliche Abneigung, Gründe zu hören.

Aerzte müssen darauf halten, dass gewisse Formalitäten vorhergehen, ehe man ihnen einen Beistand giebt: dass man ihre Erlaubniss sich erbittet, Etwas zur Entschuldigung oder Erklärung sagt und, wo möglich, ihnen bei der Wahl eine Stimme zugesteht. Gerade dann ist man ihnen Rücksichten schuldig und müssen sie darauf bestehen, dass man die Achtung gegen sie nicht aus den Augen setzt. Liegt dem Verlangen nach einem anderen Arzte der Gedanke zum Grunde, dass in zweien sich mehr Einsicht vereint findet, als in einem, oder das Uebel sei so wichtig und dunkel, dass man sich nur durch die Gegenwart eines berühmteren und erfahreneren Arztes beruhigen könne, so muss sich Jeder das mit der erforderlichen Höflichkeit vorgetragene Hinzuziehen eines Anderen gefallen lassen und dasselbe auf zuvorkommende Weise aufnehmen. Sieht er aber [illegible]

und unverkennbar, dass man ihn als Arzt gar nicht in Betracht zieht und mag, so wird er diese Verbindung lieber aufheben, oder wenigstens nicht ohne besondere Aufforderung zu einem neuen Kranken in der betreffenden Familie gehen.

Man erwartet hier wohl auch etwas zu finden über die unmittelbaren Vortheile des Zusammentretens der Aerzte für den einzelnen Kranken, der ihr Gegenstand ist. Denn bis jetzt ward mehr der Einfluss auf die Bildung und das Sein der Aerzte in Betrachtung gezogen. Es versteht sich wohl von selbst, dass die ganze kranke Welt mittelbar gewinnt, wenn auf diesem Wege unter den Aerzten wichtige Ideen in Umlauf kommen, die höhere Vollkommenheit, indem sie als Muster erkannt wird und zur Nacheiferung reizt, sich mehr verbreitet u. s. w. Es kann also wohl keinem Staate gleichgültig sein, welcher Ton unter den Aerzten der herrschende wird, ob er Vereinigung begünstigt u. s. w., oder ob das Gegentheil stattfindet. Aber er kann mit Strafgesetzen und strengen Geboten nicht zur Hülfe kommen. Immerhin würde zu rathen sein, dass er an alle Aerzte, welche in einer näheren Verpflichtung zu ihm stehen, als Leib- und Hofärzte, Physici, Mitglieder medicinischer Collegia, u. s. w. sogleich bei ihrer Anstellung die Aufforderung ergehen liesse, von ihrer Seite, so viel als möglich, die Hände zu einem guten Einverständnisse mit ihren Collegen zu bieten. Diese einfache Maassregel würde bei den Meisten grossen Eindruck machen und wenigstens die öffentliche Meinung, die hier, wie oben gezeigt worden ist, zumeist entscheidet, so stimmen, dass sie furchtbar richten und strafen würde. Gewiss würde dann der redliche Arzt, welchen ein ehrenvoller Ruf an die Spitze der Aerzte einer anderen Stadt oder Gegend stellt, sich nicht alsbald ängstlich danach erkundigen, wie die dortigen Aerzte es in Collisionen miteinander halten, und ob er wohl nicht zu viel Anstoss gebe, falls er nicht immer alle collegialischen Rücksichten beobachte, sondern es würde für ihn der edle Gedanke Reiz haben: verfährt man an diesem Orte auch noch nicht ganz so, wie man sollte und wie es nützlich ist, so will ich mich doch von besseren Grundsätzen leiten lassen und dieselben in Gang zu bringen suchen.

Es fragt sich nun also: wie fährt der Kranke selbst dabei, der sich zweien oder mehreren Aerzten hingiebt?

Hat er schon eine Reihe von Krankheiten erduldet, bei denen ihm nur der eine Arzt beistand, oder geschieht es mitten in einer Krankheit, dass das Zutrauen zu diesem wankt oder sich auf einen anderen mit lenkt, so dass dessen Gegenwart vom Kranken verlangt wird, so hat es, wie ich nicht oft genug erinnern kann, für den Kranken sehr wohlthätige Folgen, dass der nun hinzukommende Arzt die Erfahrungen des vorigen benutzen kann. Denn nichts führt so sehr auf den rechten Weg zur Auffindung der wahren Ursache und Natur der Krankheit, als die kunstmässige Erzählung alles dessen, was vorherging. Wie wichtig ist es, zuverlässig zu wissen, diese Mittel wirken auf dieses Individuum so und so. Warum soll der Kranke, vielleicht in einer schon kritischen Lage, nochmals schädlichen Wirkungen ausgesetzt sein? Warum soll es nun noch vom Zufalle abhängen, dass man einige Mittel, welche gerade ihm heilsam sind, zu Hülfe nimmt? Den Inbegriff aller dieser wichtigen Wahrnehmungen bezeichnet der Kranke in seinem Arzte mit dem Ausdrucke: er kennt meine Natur; und ihre glückliche Anwendung meint der Arzt, wenn er von der grossen Kunst zu individualisiren spricht.

Aber das Mittheilen von Nachrichten beschränkt den Nutzen der Vereinigung von Aerzten für den Kranken selbst wohl nicht. Wir wollen annehmen, der eine Arzt sei so reich an Erfahrung, Kenntniss und Geschicklichkeit, dass es scheine, der andere könne nichts darbieten, was jenem nicht in weit besserem Gehalte eigen sei. Aber wo das Wissen so umfassend ist und so wenigen Zusammenhang hat, wie in der Arzneikunde, und doch jeden Augenblick im ganzen Umfange gegenwärtig sein muss, kann es vorkommen, dass selbst dem gewandtesten, genialsten Praktiker ein Gedanke, ein Vorschlag in Erinnerung gebracht wird, der für ihn ohne Hülfe von aussen, wenigstens jetzt, verloren gewesen wäre. Mag immerhin bei den meisten Krankheiten, welche in ihrem Wesen selbst von einer ge-

wöhnlichen Einsicht nicht wohl verkannt werden können, nur sehr selten Gelegenheit dazu sein, so steht und fällt doch damit nicht aller weitere Nutzen. Die Gegenwart auch des unbedeutendsten Arztes veranlasst doch mehr Ueberlegung und Untersuchung, als sehr viele in ihrer Praxis ohne besondere Aufforderung aufbieten, und gesetzt, er ziehe sich auch in das tiefste Stillschweigen zurück, oder sein Reden führe eben so wenig vorwärts, so wird sein College doch, um Bewunderung zu erregen, oder schon weil er gezwungen ist, seine Ansicht und sein Verfahren auseinanderzusetzen, mehr aus sich schöpfen und vielseitiger und klarer auf Alles eingehen, als er sonst gewohnt ist. Will Einer es sich garantiren, dass er nicht der Gegenstand von noch nicht genug erprobten Versuchen werde, und dass man in seiner Behandlung die erprobten Wege nicht verlässt, welche, wenn sie auch nicht immer heilen, doch seltener schaden, so übergebe er sich zweien Aerzten, von denen er weiss, dass sie kaum in demjenigen übereinstimmen werden, worin sie einander billigerweise nicht widersprechen dürfen.

Von grösserem Nutzen ist es oft, einem anderen Arzte, der keine Vorzüge vor uns zu haben braucht, den Anblick und die Beurtheilung einer langwierigen, verwickelten Krankheit zu verschaffen und sich mit ihm zu besprechen. Wir hängen einer und derselben Ansicht, einer und derselben Vorstellung oft zu lange an. Im Anfange mochte sie Alles für sich haben und jeder einsichtsvolle Kenner hätte sie aufgefasst und gebilligt. Indessen der Erfolg entspricht ihr nicht, und wir hätten sie freilich längst schon fallen lassen, wenn das sonst so empfehlenswerthe Ausharren bei einem zweckmässig entworfenen Plane uns seine fernere Unanwendbarkeit einsehen liesse. Ein Wort, von einem unbefangenen Collegen gesprochen, stellt uns wieder auf den gehörigen Standpunkt. Manche Aerzte glauben nur im Anfange einer Krankheit, derselben ihre Ueberlegung widmen zu müssen und überlassen sich dem Kanone, auf welches sie damals kamen, allzu lange und zu einseitig. Gewöhnte man sich häufiger daran, Revisionen anzustellen, einen Blick auf den ganzen Verlauf der Krankheit zu



werfen, auf das, was sie anfänglich war, was sie jetzt ist und wohin der eingeschlagene Weg geführt hat, so würde man nicht so oft durch das Urtheil des hinzutretenden Arztes beschämt werden, der ohne besondere Anstrengung die eigentliche Natur des Uebels wahrnimmt, welche nur verkannt werden konnte, weil man sich eine Meinung gebildet hatte, ehe gewisse Erscheïnungen da waren, und weil dieselben so allmählig auftraten, dass ihre Wichtigkeit von uns unterschätzt wurde und wir uns gewöhnten, dieselben mit den angenommenen Begriffen, trotzdem sie denselben widersprachen, in Vereinigung zu bringen. Der College zerstört nun diese Täuschung. In solchem Falle wissen in der That zwei Aerzte mehr, als einer.

Eines muss ich indessen, um auch hier nichts zu verhehlen, anführen, was wohl dem Hinzurufen mehrerer Aerzte hinderlich sein kann. Nämlich es mindert offenbar die Theilnahme der Aerzte. Das, was uns so ganz an einen Kranken fesselt, was uns so empfindliche Wunden schlägt, wenn der gute Erfolg verfehlt wird, und uns so beglückend erhebt, wenn derselbe unseren Wünschen entspricht, diese warme Anhänglichkeit wird dadurch ohne Frage geschwächt. Der Kranke wird zum Stiefkinde. Sein Vertrauen, sein Hoffen, das Einwirken auf ihn ist getheilt. Das macht auch unsere Empfindung nur halb oder vernichtet sie grösstentheils. Freilich thut das der Zweckmässigkeit des ärztlichen Verfahrens keinen Abbruch. Diese muss das Resultat kalter Ueberlegung sein, und selbst die kleinen Aufmerksamkeiten dürfen nicht wegfallen. Fliessen sie dann auch nicht aus dem Geiste der Liebe, so nöthigt sie doch die Klugheit ab. Der Kranke verliert nichts, als die Herzlichkeit — ein Verlust, den er sehr hoch in Anschlag bringen würde, wüsste er sich nicht so oft über ihn zu täuschen; denn es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, dass die Kranken so über alles Verhältniss hinaus viel Gewicht auf die Gesinnungen des Arztes gegen sie legen. Ein Besuch desselben ausser der gewöhnlichen Ordnung, ein längeres Verweilen um der Krankheit willen, ein freundlicher Blick, und oft nur ein falscher Glaube an Theilnahme des Arztes, die gar nicht da ist — ist so oft die einzige

Freude, für die der Kranke noch Empfänglichkeit hat, und die ihn zu Zeiten den wüthendsten Schmerz vergessen macht. In derselben Zeit kann er mit Gleichgültigkeit Freunde und Angehörige in Gram über seine Gefahr oder sein Leiden vergehen sehen, und ohne Wohlgefallen von der Unruhe und dem lebhaften Interesse hören, welches Personen seinetwegen fühlen, deren Gewogenheit ihm und den Seinigen sehr wesentlich sein müsste*). Wie wohlthätig ist es einem Arzte, diese Bemerkung machen zu können. Nur so kann er schadlos dafür gehalten werden, dass die Sorge für einen einzelnen Kranken ihm oft viele Tage freudenleer und drückend macht und so an seinem Inneren nagt, dass es ihn auf lange hinaus zurücksetzt.

Dass diese grosse Theilnahme des Arztes, wenn sie das Gemüth zu beherrschen anfängt, der ruhigen, kalten Prüfung in den Weg treten kann, wissen Aerzte gar wohl. Sie mögen daher nicht der Arzt ihrer Familie sein. Und überall, wo sie sie ergreift, wenn sie auch nicht gerade aus so reinen Quellen fliesst, sondern nur aus ehrgeizigen, selbstsüchtigen Rücksichten so mächtig wird, wie z. B. bei einer fürstlichen Person oder bei einem Manne von sehr grosser Bedeutung, wird sie leicht schädlich und bedarf durch Hinzurufen eines anderen um ihrer selbst und des Kranken willen einer wohlthätigen Ableitung.

Es muss besonders noch untersucht werden, wodurch sich Aerzte, als solche, in Werth oder Ansprüchen von einander unterscheiden, was sie gegen ihre Standesgenossen geltend zu machen suchen, wodurch sie dieselben untergeordnet und sich selbst über sie erhaben dünken und zu welchen Forderungen diese Anschauungen in gemeinschaftlichen Verhältnissen leiten oder berechtigen können. Gelehrsamkeit, reiche Erfahrung, grosser Ruf, angesehene Stellen und Titel, Verdienste als Schriftsteller und Lehrer, können auch bei Aerzten grosse Vorzüge begründen, welche

---

*) Diese Bemerkung zeigt allein schon, dass der Stand der Aerzte keiner grossen Verkehrtheit und Unnatürlichkeit sein Dasein verdanken kann, wie *Rousseau* und andere Gegner desselben behaupten, da eine so starke Empfindung im kranken Menschen für ihn spricht. D. Verf.

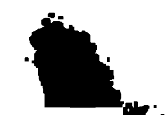
allgemeine Verehrung einflössen. Wer wird diese streitig machen? wer ihnen nicht gern huldigen, wie es ihren Verdiensten angemessen ist? Nur mögen sie sich, da das Gute sich im eigenen Bewusstsein am schönsten belohnt und solche Vorzüge eines Arztes schon auf die äussere Lage desselben grossen Einfluss haben, hiemit zu begnügen wissen. Es muss ihnen nie einfallen, sich eine Autorität anmassen und mit ihr den Ausschlag geben zu wollen, wenigstens nicht in collegialischen Verhandlungen. Ihren Mitarzt soll, wo möglich, nur Ueberzeugung zur Einwilligung stimmen, und diese Ueberzeugung muss von Gründen ausgehen. Dem Genie, dem umfassenderen, tieferen Wissen — und das muss sie doch nur emporgehoben haben, wenn Wahrheit in ihren Ansprüchen sein soll — ist es ja an sich schon eigen, mit besonderer Gründlichkeit, Neuheit und Ueberredungskraft jede Meinung zu erörtern. Auf dieses Uebergewicht sei ihr Bestreben gerichtet. Sie mögen aber vor Allem nicht vergessen, dass Erforschung der Wahrheit ihnen über Alles gehen muss und dass, wo es dieser an sich oder zu grossen Zwecken gilt, jede selbstsüchtige Rücksicht aufgegeben werden muss. Und — viele medicinische Dinge vermag das grösste Genie nicht heller zu sehen, als ein gewöhnlicher, aber gut unterrichteter Kopf. Nicht selten leistet dieser allen Forderungen Genüge. Warum soll sich derselbe nun die Zumuthung gefallen lassen, dass er in Fällen, deren er während seiner practischen Laufbahn vielleicht schon unzähligemale Herr wurde, auf sein eigenes Urtheil Verzicht leiste und sich wie eine Maschine zu einem Verfahren, welches er als zweckmässig nicht zu erkennen vermag, brauchen lasse, blos weil es sich fügt, dass er mit einem betitelten oder berühmten Manne in Verbindung kommt? Lasst uns immer die Gleichheit in Schutz nehmen, welche darin besteht, dort gleiche Rechte zuzugestehen, wo in Hinsicht der geforderten Leistungen zureichendes Können stattfindet oder doch vorausgesetzt werden muss. Vorzüglich muss auch erwogen werden, dass die Selbstthätigkeit jedes dem Kranken zu Hülfe gerufenen Arztes aufgefordert ist, und dieser durch Annahme des Rufes dieselbe versprochen hat, dass ferner

seine eigene Geschicklichkeit wirksam sein soll und dass sein Glaube an die Weisheit des Collegen seine Unthätigkeit nie entschuldigen kann. Wer den auszuführenden Vorschlag zuerst auffasste und durchsetzte, muss ganz gleichgültig lassen und auf immer geheim bleiben. Aber die Rechte eines Arztes werden gekränkt, und der Verpflichtung gegen den Kranken tritt man zu nahe, sobald man sich in solchen gemeinschaftlichen Verhältnissen nicht höchst angelegen sein lässt, das Zweckmässige der Heilmethode, von welcher Gebrauch gemacht werden soll, darzuthun und gegen Einwürfe, zu denen man aufmuntern muss, mit Ruhe, Unbefangenheit und Anstand zu vertheidigen. Bleiben in der Seele des Mitarztes doch noch Zweifel zurück, so sei es doch mit dem Bewusstsein, sie nicht haben verläugnen zu müssen, ihnen Aufmerksamkeit und Prüfung verschafft zu haben, wenn auch der Andere nach individueller Ansicht ihnen nicht so viel Gewicht beilegen konnte. Keiner war hier müssig und also unnütz; keiner blieb in der Bemühung zurück, es zu einem Einverständnisse zu bringen, und Keiner liess sich also etwas gegen den Kranken zu Schulden kommen, welcher sie zum gemeinschaftlichen Debattiren zusammenrief. Uebrigens — wer so weise ist, sich eine Einwilligung abzugewinnen ohne Uebereinstimmung, zu der alle Versuche von beiden Seiten vergeblich waren, geniesst auch den grossen Vortheil, in einer zur Erweiterung und Berichtigung seiner Kenntnisse sehr vortheilhaften Lage zu sein, denn er kann etwas, was ihm falsch oder nicht das Bessere scheint, und was er also nie zur Ausübung bringen würde, in der Anwendung prüfen. Ein Glück ist, dass unter verständigen Aerzten, mögen sie noch so abweichenden Systemen anhängen, in Augenblicken, wo von Leben und Tod die Rede sein kann, gewöhnlich kein Zweifel über die zu wählenden Maassregeln ist. Oft erhält dann doch noch Derjenige die Oberhand, welcher nachgab, denn, wenn auf dem von ihm abgerathenen Wege nicht vorwärts zu kommen ist, wird ihm selbst der Antrag gemacht werden müssen, dass seine Handlungsweise nun an die Stelle treten möge.

Es ist so übel nicht, dass da, wo entgegengesetzte

Vorschläge einander nicht näher gebracht werden können, keine Vorschriften zu geben sind darüber, wessen Meinung durchdringen soll. Sie würden zwar viel Beruhigung gewähren, aber man würde sie auch oft früher entscheiden lassen, ehe Jeder mit Anstrengung dahin gearbeitet hätte, seine Ueberzeugung dem Anderen mitzutheilen. Und immer wird es vortheilhaft sein, wenn ein Verzichtleisten auf den eigenen Glauben aus achtungsvoller Rücksicht für unseren Kunstgenossen und als grosse Gefälligkeit, nicht als Schuldigkeit aufgefasst werden kann. Es wird milde stimmen, zum collegialischen Verhandeln geneigt machen und die Verbindlichkeit auferlegen, ein solches Benehmen nicht unerwiedert zu lassen. Man komme nur ja nicht auf die Idee, das grössere oder geringere Vertrauen des Kranken oder seiner nächsten Angehörigen den Ausspruch thun zu lassen. Es würde dies Eifersucht erwecken und Kränkungen veranlassen, welche, wenn sie an sich nicht schon genug zu fürchten sind, mannigfaltige üble Folgen nach sich ziehen würden, so dass Zusammensein von Aerzten und collegialischer Geist einander ausschliessen müssten. Und in welche Besorgnisse, Zweifel u. s. w. würde man den Kranken und die Seinigen früher oder später werfen? Völligen Beruf zum Nachgeben, zum Unterordnen unserer Ueberzeugung haben wir aber, wenn wir sehen, der Andere hat in Krankheiten dieser Art ganz besondere Erfahrungen gemacht, und sie waren ein vorzüglicher Gegenstand seines Nachdenkens, oder wenn der College die Garantie des Erfolges übernehmen will. Seinen Gesichtspunkt, seine Schlüsse können wir uns vielleicht nicht aneignen, aber ihm selbst können wir unser Vertrauen nicht versagen. Freilich dürfen die Collegen, da Aerzte oft verblendet sind, sich auf ihre Praxis weit mehr zu wissen, als sie darthut, uns nie diesen Beruf, ihnen nachzugeben, aufdringen wollen, und müssen ihn auch nie erwarten oder voraussetzen.

Da Viele von uns sich doch nicht dabei beruhigen werden, dass ihre Titel und Stellen, ihr schriftstellerischer Ruhm, ihre grosse practische Wirksamkeit, der vornehme Kreis ihrer Kranken und ihr in Ausübung der Kunst grau gewordenes Haar, beim Zusammenwirken am Krankenbette



so wenig von Aerzten, welche in allem Diesen weit von ihnen abstehen, in Betracht gezogen werden sollen, so liegt mir ob, den Gehalt dieser Ansprüche einzeln zu untersuchen, und zwar insofern Collegen dieselben in jedem Verhältnisse beachten müssen. Ich werde aber mehr im Allgemeinen bei dem verschiedenen wahren inneren Werthe der Aerzte und was dieser in den gegenseitigen Beziehungen überhaupt ändern kann, verweilen, als die Anwendung auf ihr Zusammensein am Krankenbette machen, welche in den vorhergehenden Erörterungen wohl aufzufinden oder aus ihnen leicht abzuleiten sein wird. Die hier in Frage kommenden Gegenstände stehen schon an sich in enger Verbindung mit den Zwecken dieser Abhandlung, welche die Verhältnisse der Aerzte untereinander überhaupt befassen.

Dass auch Aerzte nach Titeln haschen, hat wohl seinen Grund in Beziehungen zu anderen Ständen, und sie werden damit wohl selten Anmassungen gegen andere Aerzte in medicinischen Angelegenheiten beabsichtigen. Aber die Inhaber von medicinischen Stellen, welche mit Geschäften oder Besoldungen verbunden sind, als Leibärzte, Mitglieder der medicinischen Collegia, Professoren u. s. w. dünken sich hie und da wohl eine höhere Classe von Aerzten zu sein, welche sich nur unter einander Rücksichten schuldig seien und welche wähnen, sich gegen nicht angestellte Aerzte Alles erlauben zu dürfen, wenigstens vor ihnen viel voraus zu haben und grosse Unterwerfung von ihnen fordern zu können. Sie machen eine falsche Anwendung von einem vielleicht an sich schon nicht ganz richtigen Grundsatze der anderen Staatsdiener oder Hofleute. Wer unter diesen einen Platz auszufüllen zur Bestimmung seines Lebens, seiner Studien u. s. w. gemacht hat und mit oder ohne Recht zurückgesetzt oder ganz verstossen wird, dem ist aller Einfluss genommen und sein Dasein ist ohne Bedeutung, wenn er nicht etwa, was leider in Deutschland seltener ist, als Privatmann etwas zu leisten versteht. Es ist sehr natürlich, dass er dann im Vergleiche mit denjenigen Männern, welche ihre Zeit und Kräfte in nützlicher Wirksamkeit für den Staat verwenden, sehr ver-

lieren muss. Auch sind die höheren und niederen Abstufungen in den Aemtern hier häufig mit grösserer und kleinerer Thätigkeit verbunden. Des Arztes Bestimmung aber geht einzig dahin, der kranken Menschheit eine Hülfe und ein Trost zu sein, und genügt er ihr aus freier Bewegung, ohne durch einen Vertrag mit dem Staate erst die nähere Verpflichtung dazu erhalten zu haben, vielleicht unter seinen niedrigsten Mitbürgern, welche ihm nur selten und nur geringe Belohnung darreichen können oder ihm durch Armuth und sittliche Verwahrlosung Schwierigkeiten in den Weg legen, auch oft den glücklichen Erfolg unmöglich machen und nicht einmal Sinn haben für den Geist, in welchem der Arzt ihnen sein Leben weiht, so kann er sich doch wohl nicht durch so viele Aufopferungen aus wahrer Menschenliebe herabgewürdigt glauben, und Menschen, welche mit der grössten Bequemlichkeit unter Anhäufung von Schätzen und im Genusse der ehrenvollsten Auszeichnungen die Arzneikunst da ausüben, wo es nie an medicinischer Hülfe fehlen kann, können sich nicht veranlasst finden, auf ihn herabzusehen und ihm schlecht zu begegnen. Wem ein Kranker mehr oder weniger ist, als ein leidender Mensch, der ist in Gefahr, seinen ersten Pflichten als Arzt zu nahe zu treten. Und dennoch wollte ich lieber in der Lage des kranken Bedienten sein, bei dem ihn keine anderen Rücksichten fesseln, zerstreuen oder irre machen, wenn er auch immer etwas mehr Aufmerksamkeit und Nachdenken auf ihn wenden könnte, als in der Lage des kranken Fürsten oder Ministers, dessen Krankenstube er fast nicht verlässt, dessen Zufälle seiner Phantasie immer, im Wachen und Schlafen, vorschweben, und für den die Theilnahme ihn in die höchste Spannung versetzt. Gewiss wird bei dem etwas vernachlässigten Bedienten seltener der rechte Weg verfehlt, als bei der hohen Standesperson, welche ihn in eine, der Erforschung der Wahrheit und ruhigem, festen Handeln ungünstige Stimmung versetzt. Er wird in ihrer Krankheit zu oft mit den Mitteln wechseln, dieselben zu sehr häufen, die sogenannten heroischen Heilmethoden zu sehr scheuen, nicht mit gehörigem Nachdrucke auf ordentlichen Gebrauch und gute Diät dringen u. s. w. Ich weiss,

dass einem der ersten Aerzte Deutschlands von einem grossen Staatsminister viele Höflichkeiten über die gelungene Cur von dessen Kutscher gemacht wurden, die der Arzt selbst als ausserordentlich verkündigte. Er erwiederte sie mit der Aeusserung, eine Excellenz wäre von dieser Krankheit nicht mit dem Leben davon gekommen, weil man nicht gewagt haben würde, ihr solche Arzneien zu geben. Vielleicht waren es nur leere, hingeworfene Worte des auch von Seiten des Characters sehr achtungswerthen Arztes, von der medicinischen Politik eingegeben; denn eine rechtliche Materia medica weiss doch von keinem anderen Unterschiede von Mitteln für hohe und geringe Personen, als welcher durch Rücksicht auf zu hohe Preise nöthig gemacht werden kann, und wer würde hier benachtheiligt worden sein, der Minister oder Kutscher?

So tief hat diese inhumane, vorurtheilsvolle Denkart Wurzel gefasst, dass den Urtheilen von Aerzten sehr oft der Gedanke unterliegt, die Erfahrung über Wirksamkeit eines Mittels, welches bei einem vornehmen Menschen sich bewährt habe, besässe ein besonderes Gewicht. Sind sie sich etwa bewusst, dass sie nur hier alle Nebenumstände beobachten und ihr Verfahren kunstmässig einrichten, so dass nur aus dieser Art von Praxis Gewinn für die Wissenschaft zu schöpfen sei? oder rechnen sie den glücklichen Erfolg, welcher ihnen in dem gegenwärtigen Falle mehr am Herzen lag, dem Mittel besonders hoch an? Macht sie aber dieser Umstand nicht partheiisch für dasselbe?

Nochmals sei es gesagt: Kranke zu heilen und zu besorgen, ist das, was dem Arzte obliegt. Hat er die hiezu nöthige Ausdauer, Einsicht und Gelegenheit, so ist kein Grund vorhanden, dass sich Einer seiner Mitärzte über ihn erhebe, mögen auch diesem zahlreichere und vornehmere Familien sich anvertrauen, oder mag er Veranlassung haben, noch auf andere Art nützlich zu sein, etwa als Mitglied eines Collegii medici oder als academischer Lehrer oder auch in einem ganz fremden Fache. Das ächte Verdienst lässt Denjenigen, welcher leistet, was er soll und kann, ungekränkt, und es ist auch nicht geneigt, Vergleiche anzustellen. Doch schützt es nicht immer vor Eitelkeit und

Schwäche. Uebrigens ist es auch unklug, Andere empfindlich gegen sich zu reizen und so eine strenge oder gar partheiische Untersuchung seiner eigenen Ansprüche zu veranlassen.

Ein Theil dieser Bemerkungen lässt sich sehr wohl auf die Vorzüge, welche etwa medicinische Schriftsteller verlangen könnten, anwenden. Es muss ein erhebender, beglückender Gedanke sein, nicht nur den vielen Kranken, welche sich uns anvertrauen, wohlthätig zu sein, sondern auch durch Veröffentlichung eigenthümlicher Einsichten und Erfahrungen, welche in der Erkenntniss und Heilung von Krankheiten grösseren Aufschluss geben, vielen anderen Kranken zu nützen, welche jetzt und künftig in den Händen anderer Aerzte sind. Es liegt so viel ächter Genuss in dem Bewusstsein, zur Erweiterung und Berichtigung einer Wissenschaft beigetragen und Beweise von besonderer Geisteskraft und Gelehrsamkeit gegeben zu haben. Und nun gar, den Einfluss dieser glücklichen Bemühungen auf das Wohl vieler Menschen verfolgen zu können, muss die seligsten Empfindungen gewähren. Wer sich ihnen ohne Furcht, einer Täuschung zu unterliegen, überlassen darf, sollte er nicht in ihnen vollste Befriedigung für alle Mühseligkeiten des Lebens finden? Aber der Mensch ist in der Regel so schwach, dass er in seinem Innern nicht festhält, was nicht auch ausser ihm anerkannt wird, und dass ihm seine eigene und weniger anderer competenten Richter Schätzung nicht genügt, sondern dass sich ihm die Anmassung aufdrängt, seine Vollkommenheiten müssten den Gang seines Schicksals, sein Verhältniss zu der Gesellschaft, seinen Wohlstand u. s. w. bestimmen und durch diese Wirkungen sich ihm erst bewähren. Die Aerzte, welche alles das geleistet haben, was hier vorausgesetzt wird, sind freilich sehr selten; noch seltener ist es jedoch, dass grosse schriftstellerische Verdienste einen Arzt zu bedeutenden äusseren Vortheilen führen. Werden dieselben ihnen zufällig zu Theil, so sind sie dafür doch nicht der Schrifstellerei verpflichtet; und wie entbehrlich ihnen diese wäre, falls sie nur dazu hätte dienen sollen, sie hochzustellen, beweisen diejenigen Aerzte, welche vor und mit Jenen eine

gleiche Glücksstufe erreichten, ohne seit ihrer Inauguraldissertation irgend etwas in Druck gegeben zu haben. Als Schriftsteller aufzutreten und hervorstechende Einsichten und Geistesfähigkeiten zu haben, sind zwar Dinge, welche ganz gut eines ohne das andere gedacht werden können, und manche grosse und kleine Entdeckung, viele treffliche Ideen, welche unseren Anschauungen eine andere Gestalt hätten geben können, nahmen Männer von seltenem Wissen und grosser Denkkraft mit in's Grab, ohne Musse, oder Muth oder Wärme genug zu haben, um sie durch Schriften in Umlauf zu setzen. Dennoch ist es oft unbegreiflich, wenn man in den nächsten Kreisen eines medicinischen Verfassers so ganz und gar keine Notiz von seiner schriftstellerischen Celebrität zu nehmen scheint. Noch nie hörte ich: seitdem der Arzt N. ein vortreffliches Buch herausgegeben hat, ist er in grosses Ansehn gekommen und ein beliebter Praktiker geworden. In die Ferne hin verschafft es ihm wohl zu Zeiten einen Ruf*). Man sollte in der That etwas mehr Gewicht darauf legen, dass ohne ein grosses Studium und ohne ausgebildete Fähigkeiten keine vortreffliche wissenschaftliche Schrift sich verfassen lässt. Man sollte froh sein, zu einem Arzte, welchen Kenner schätzen, seine Zuflucht nehmen zu können, zumal sich verständige Männer doch selbst sagen müssen, dass es einem Laien schwer fällt, von der Geschicklichkeit eines Arztes sich zu überzeugen.

In der wechselseitigen Beurtheilung unserer literarischen Producte lassen wir uns häufig viel Unbilligkeit und Einseitigkeit zu Schulden kommen. Der Eine schätzt nur die einfachste Erzählung von Krankengeschichten und Epidemieen; für den Anderen erhalten sie nur Werth, wenn fruchtbare, tiefe Betrachtungen daran geknüpft sind. Man stösst auf Aerzte, welche nur dann einem Buche Verdienst zuschreiben, wenn es reich an Leichenöffnungen ist, während Andere nur solche neue Vorschläge zu schätzen

*) Für unsere Zeit der raschen und leichten Communication gelten diese Ausführungen natürlich nur in eingeschränktem Maasse.
D. Herausg.

wissen, von welchen sich unmittelbarer Gebrauch bei dem nächsten Kranken machen lässt. Finden Diese Befriedigung und preisen sie ihren Fund, so klagen Andere wieder über die vielen neuen Mittel, welche sich nicht bewähren; bald wollen Einige nur lebhafte und ausführliche Krankengeschichten, bald Andere aphoristische Kürze in Hervorhebung der wesentlichsten Zufälle. Gewisse Leser sehen den Untergang der Wissenschaft vor Augen, wenn eine Angabe anders ist, als ihre Erfahrung sie bestimmt, wenn ein anderer Name gebraucht, eine Unterscheidung von einer anderen Krankheit unterlassen ist, mag das Alles auch geringen Einfluss auf die Therapie haben. Hier hat man nur Sinn für leeren Prunk von Gelehrsamkeit, und dort glaubt man, wer compilire, dem müsse es an Geist fehlen. „Er ist in der neuesten Literatur fremd, er ist nicht mit der Zeit fortgegangen", heisst es bei Einigen, wenn ein Schriftsteller nicht die neuesten Hypothesen und technischen Ausdrücke anführt, während Andere ein Buch tadeln, weil es zu viel aus neuen, noch nicht bewährten Systemen aufgenommen hat, oder dieselben gar so gedankenlos und ohne Kritik zusammenstellt, dass es besser gewesen wäre, ihrer gar nicht zu erwähnen. Einige schätzen an einem Buche nur, wenn es neue Vorstellungen enthält, Viele aber tadeln es, wenn etwas anderes als die gewöhnlichen Begriffe, oder ihre eigenen Ueberzeugungen vorgetragen wird u. s. w. Kurz: ein Jeder schätzt nur, was in seinem Geschmacke geschrieben ist, wofür er Sinn und Fähigkeit hat, und wirft alles Andere weit von sich weg. Er begreift nicht, dass auch im Reiche der Wissenschaft Alles ineinander greift, dass auch in ihm verschiedene Wege zu demselben Ziele führen, und dass das Ganze zurückbleiben würde, wenn nur jener kleinere Theil, der für ihn Werth hat, und nur in seiner Manier, bearbeitet würde. So findet denn selbst ein vortrefflicher medicinischer Schriftsteller unter seinen Kunstgenossen immer mehr Tadel, als Lob, wenn auch alle medicinischen Recensenten, welche im Allgemeinen keine Strenge lieben, in seinem Lobe übereinstimmen.

Ich lege ein grosses Gewicht auf die Ausbildung, welche der Arzt einzig und allein durch vielfaches praktisches Wirken sich erwerben kann, auf die Gewandtheit, welche durch die Nothwendigkeit augenblicklicher Modificationen nicht in Verlegenheit kommt, auf den Takt, welcher die feineren Verschiedenheiten augenblicklich ahnt, auf die Beurtheilung, welche auf der Stelle das Ganze umfasst, das Einzelne beachtet, das Wesentliche heraushebt und auf dasjenige zurückführt, mit dessen möglicher Hinwegräumung die Krankheit ihr Dasein verliert. Diese Fertigkeiten setzen zwar Anlagen im Arzte voraus, aber noch mehr Uebung, und unter beider Begünstigung können sie eine grosse Höhe erreichen. Ihr Fortschreiten kann jedoch nicht in's Unendliche fortgehen und muss begrenzt sein. Sobald ein Arzt hierin den Punkt erreicht hat, den er nicht zu überschreiten vermag, so ist er zu derjenigen Vollendung gekommen, welcher er fähig war. Seine einzige Sorge kann dann nur sein, nicht in seiner Vervollkommnung rückwärts zu gehen, was er am besten dadurch verhütet, dass er seinen praktischen Wirkungskreis nicht zu sehr beschränkt, in der Aufmerksamkeit auf seine Kranken nicht nachlässt, und fortfährt, die grossen praktischen Schriftsteller zu studiren. Was hier gemeint ist, begreift man unter Geschicklichkeit des Arztes und unterscheidet es von seinem Wissen. Diesem kann man freilich keine Grenze anweisen, die Geschicklichkeit hingegen hat in jedem Individuum einen Grad, über den hinaus sie nicht gesteigert werden kann. Noch viele Tausende von Kranken, noch viele Jahrzehnte praktischer Laufbahn geben ihr keinen Zuwachs, und der Arzt hat genug an sich zu arbeiten, wenn er ihre Blüthezeit erhalten will, denn eine gewisse Leichtigkeit geht zu gern in gedankenlose, mechanische Routine über, welche das Individuelle, Abweichende, nicht in den Kreis des Gewöhnlichen Fallende übersieht. Es ist nicht möglich, im Allgemeinen zu bestimmen, wie viele Jahre von Uebung zu dieser Ausbildung erforderlich sind; auch sind die Umstände verschieden, welche sie befördern oder zurückhalten. Manche kommen in ihr nicht vorwärts, so lange nicht eine Menge von Kranken auf sie losstürmt,

und die vielen Einzelnen, welche sie in getheilten Zeiten zu behandeln haben, wirken auch nicht im richtigen Verhältnisse auf sie zurück. Andere erhalten allzu früh eine viel zu ausgebreitete Thätigkeit, oder diese kann auch durch ihre besondere Beschaffenheit in jeder Zeit des Lebens der Ruin von des Arztes praktischer Geschicklichkeit sein. Es ist z. B. schon oft bemerkt worden, dass grosse Hospitalpraxis bei den Meisten eine gewisse Flüchtigkeit, Einseitigkeit und Gedankenlosigkeit in der Krankenbehandlung erzeugt, welche sich nie wieder verliert und sich vor dem Kenner vergebens hinter vielen, nicht zur Sache gehörenden Fragen und Mienen, hinter langen und öfteren Krankenbesuchen u. s. w. versteckt. Wer aber in einem solchen ungeheuren Krankengewühle den ächten praktischen Geist retten kann, ihn anzuwenden nicht ermüdet, und seine Verbindung mit Sinn und Fähigkeit zur Erweiterung der Wissenschaft selbst hier inniger machen kann, der schwingt sein grosses, praktisches Genie, indem es eine Feuerprobe besteht, auf die höchste Stufe der Vollkommenheit hinauf und wird der erste praktische Arzt seiner Nation und Zeit. Man lege den älteren Aerzten nicht die Frage vor, ob sie in den letzten zehn, zwanzig u. s. w. Jahren auf Maximen kamen, durch welche sie Mehreren halfen, als in den früheren Zeiten, ob sie dieselben den Fortschritten ihrer Zeit oder früheren Werken, welche sie jetzt erst benutzten, oder endlich ihrem eigenen Denken und Beobachten verdanken; aber man ersuche sie, der Wahrheit gemäss zu sagen, ob sie in der Kunst, ihre Ueberzeugung zum Nutzen der Kranken in Anwendung zu bringen, in diesen letzten zehn, zwanzig u. s. w. Jahren Fortschritte gemacht haben, ob ihr praktischer Blick und Takt, ihr praktisches Urtheilsvermögen, ihre Kunst zu individualisiren u. s. w. sich noch vervollkommnet haben. Eine wahrheitsgetreue Antwort wird in den allermeisten Fällen verneinend ausfallen.

Aber ist denn gar kein Gewicht zu legen auf ihre in allen diesen Jahren gehäuften Schätze von Erfahrungen und Bemerkungen, über Natur und Heilung der Krankheiten u. s. w., welche sie aus ihrem eigenen Sein und

Wirken am Krankenbette schöpften und da erprobten? Mögen dieselben immerhin so umfassend, fruchtbar und neu sein, dass sie eine neue Epoche in der Kunst herbeiführen oder diese doch sehr wohlthätig bereichern, so erhalten sie doch ihren Werth nicht durch das Ansehn eines mehr oder weniger alten Praktikers; ob sie zehn Jahre früher oder später in Anwendung gezogen worden sind, es erhöht oder vermindert dies ihren Erfolg für den Kranken nicht; und theilt der vierzig Jahre die Kunst ausübende Mann seine Entdeckungen der Welt mit, so kann ein vielleicht nur dreissig Jahre alter, aber schon geübter Arzt allen den Nutzen aus ihnen ziehen, welcher ihnen innewohnt*). Aber auch die erfahrensten, genievollsten Aerzte sind nicht so reich an eigenthümlichen Ansichten und Heilmethoden, als man wohl erwartet**). Nur in einzelnen Krankheiten glückte es ihnen gewöhnlich, sich bessere Einsichten zu erwerben. Wie selten ändert aber selbst ein neuer grosser Aufschluss über die Natur und den Gang einer Krankheit Wesentliches in ihrer Behandlung. Wenn man die besten medicinischen Schriften liest und viel aus ihnen lernt, muss man sich doch oft gestehen, man habe zwar den wissenschaftlichen Zusammenhang vieler Dinge besser kennen gelernt, sei aber doch keinen Schritt in der Krankenbehandlung weiter gekommen. Was nützt es dem Kranken, wie tief sein Zustand eingesehen wird, wenn er dadurch nicht gebessert werden kann? Dem denkenden Arzte giebt es allerdings viel Genugthuung, wenn er helle

*) Vortrefflich sagt einer unserer besten medicinischen Schriftsteller, Herr Leibmedicus *Marcard*, in seiner Beschreibung von Pyrmont: Die Nutzbarkeit medicinischer Betrachtungen und Lehren wird durch den Grad der Brauchbarkeit und Anwendbarkeit bestimmt, den sie bei den wirklich vorkommenden Fällen von Krankheiten haben; und selbst den Werth eines Arztes bestimmt am Ende die richtige Beurtheilung der einzelnen Fälle, weil hier die grösste Vielwisserei und die längste Erfahrung oft eben so jämmerlich beihin schiessen, als die Unwissenheit und der spitzfindige Theoreticus.

**) Im Allgemeinen ist es auch gewiss eine bessere Richtung, sich an die grossen praktischen Aerzte aller Zeiten anzuschliessen, als bei jeder einfachen Krankheit schon eigene Wege einzuschlagen, für Alles seine eigenen Mittel zu haben und sie auf besondere Art bereiten und mischen lassen zu müssen.

Ideen von der Krankeit hat, und er nimmt jede Aufklärung mit Dank auf. Auch lässt sich nicht vorher bestimmen, was sich später vielleicht an sie knüpfen lässt.

Nach diesen Bemerkungen ist nun die Untersuchung vorbereitet, ob Aerzte von gleicher praktischer Geschicklichkeit Krankheiten besser oder schlechter behandeln, je nachdem sie ihnen öfter oder seltener, oder dem Einen häufig und dem Anderen gar nicht vorgekommen sind; denn es ist ja nicht zu läugnen, dass man z. B. in dreissigjähriger grosser Praxis mehr Krankheiten zu sehen Gelegenheit hat, als in fünfzehnjähriger von gleicher Ausdehnung, und dem am längsten und weitesten um sich herum praktizirenden Arzte wären, wenn dieses ihm mehr Fähigkeit zu heilen geben könnte, doch mindestens hierin grosse Vorzüge nicht abzustreiten. Allein ich glaube, dass, sobald der praktische Geist in einem Arzte geweckt ist, sich am Krankenbette geläutert hat und hier zur vollen Reife gekommen ist, seine dem Kranken zu leistende Hülfe in Uebeln, welche er täglich sieht, vor derjenigen in Uebeln, welche er mehr aus Büchern kennt, welche aber ein älterer Arzt schon oft gesehen haben kann, nichts voraus haben wird. Wäre es möglich, dass ein etwas geübter und nicht verwahrloster Praktiker die Angina membranacea und das *Millar*'sche Asthma in der Natur verkennen oder verwechseln könnte, auch wenn er sie noch niemals selbst zu beobachten Gelegenheit hatte? Krankheiten, wie den Pemphigus, schon einmal oder öfter gesehen zu haben, führt zu nichts, weil sich noch keine Mittel gegen ihn bewährt haben. Solche grossen und merkwürdigen Uebel, wie der *Fothergill*'sche Gesichtsschmerz, wie Diabetes u. s. w., haben wohl jeden Arzt, dem sein Beruf am Herzen liegt, der denkt und liest, oft beschäftigt, ehe er sie unter seinen Kranken wahrzunehmen Gelegenheit hatte, und es sind ihm die Heilmethoden gegenwärtig oder leicht in Erinnerung zu bringen, welche mit und ohne Erfolg angewendet wurden. In dem Kreise der gewöhnlichen Krankheiten wird man aber bald heimisch, und hundert-, fünfhundert- oder tausendmal gastrische Fieber zu behandeln gehabt zu haben, wird wohl keinen grossen Unterschied

begründen*). Auf mehr oder weniger medicinisches Genie, welches man im Sinne hat, wenn man von der Kunst zu sehen und zu fragen, oder von einer qualitas occulta artificis spricht, legen auch Aerzte, wenn sie von schwer zu erkennenden oder zu heilenden Krankheiten, denen nicht jeder Praktiker gewachsen sei, sprechen, Gewicht, nicht aber auf Zahl der Jahre des Arztes oder auf die Menge von Krankheiten dieser Art, welche er zu behandeln hatte. So findet man bei *Lentin* nach einer meisterhaften Darstellung der Zeichen von Säure im Magen die Aeusserung: „man trenne hier nichts, was zum Ganzen der Schilderung gehört; was hier gesagt worden, ist meinen Erfahrungen gemäss. Zum Nacherfahren kann ich Niemandem meine Augen und meine Art zu fragen leihen.“ So sagt *Selle* in seinen Rudimentis Pyretologiae methodicae von den febribus lentis nervosis: „Fateamus caeteroquin lubenter, harum febrium curationem nondum ita comparatam esse, ut verae doctrinae speciem prae se ferat. Hucusque diagnosis facilis febrisque curatio earundem artificis qualitas occulta est, quae claram notionem non admittit“; und vom hitzigen sporadischen Nervenfieber: „Sed his in febribus medendi ratio difficillime docetur. Medici ingenium hic vim suam manifestare potest“. Dieser grosse Arzt bleibt diesen Aeusserungen auch bei Erzählung einzelner in die Classe der Nervenfieber gehörigen Kranken-

*) Als *Girtanner* sein viel benutztes, aber nicht genug geschätztes Werk über die venerische Krankheit herausgab, stellte man häufig Rechnungen an, wie viele Kranke wohl ein Arzt von seinen damaligen Jahren, und der so viele grosse Reisen gemacht habe, gesehen und behandelt haben könne. Man brachte nicht in Anschlag, dass er in grossen Hospitälern grosser Städte grosse venerische Uebel gehäuft fand, welche sich selbst einzeln selten in der gewöhnlichen Praxis zeigen. Besonders aber war an diesem Benehmen auffallend, dass man so fest voraussetzte, nur eine grosse Reihe von Jahren, unter einer Menge von Kranken einer Art verlebt, gebe das Recht, über sie Aufklärung zu verbreiten. Man vergass, was ein Mann von Kopf, welcher die Schriften seiner Vorgänger zu benutzen versteht, aus einzelnen Fällen nicht alles lernen kann. Das lebhafteste Bild von dem knolligen Aussatze giebt uns die Erzählung einer einzelnen Wahrnehmung, welche *Hensler* zu entwerfen Gelegenheit hatte. (S. vom abendländischen Aussatze im Mittelalter, p. 23.)

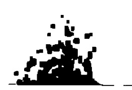
geschichten in seiner leider nicht fortgesetzten Zeitschrift getreu, wenn er z. B. erzählt: „diese und einige andere Umstände, die der praktische Arzt oft bemerkt, ohne sie deutlich angeben und bestimmen zu können, verriethen mir sogleich die Natur des Fiebers, und ich nahm von dem Augenblicke an meine Massregeln" u. s. w. Es wird alles weniger als Resultat der Ueberlegung und deutlicher Begriffe, und mehr als Folge einer Inspiration des praktischen Geistes angesehen, wie folgende schöne Stelle aus einer anderen Krankengeschichte darthut: „den Kranken fand ich auf dem Sopha sitzend. Sein erster Anblick erschreckte mich gleich. Er sah ungewöhnlich blass aus, und in seinen Augen war etwas widernatürlich Lebhaftes. Auf mein Befragen, wie er sich befände, antwortete er mir, dass er sich heute besser als sonst befände. Neuer Schreck für mich. Ich sah nach der Zunge und fand sie äusserst trocken. Ich fragte ihn, ob er keine innerliche Hitze spüre und nicht Durst habe. Er antwortete, keines von beiden. Nun hielt ich ihn sogleich für ein Kind des Todes" u. s. w.*)

Aber ich erschwere mir meine Beweisführung, indem ich mich unnöthigerweise lange in dem unbegrenzten Gebiete der Nosologie aufhalte. Der Uebergang zur Therapie macht die Untersuchung einfacher und wird auf einem kurzen Wege zur Ueberzeugung führen. So unendlich mannigfach auch das Heer der einzelnen Krankheiten ist, so ist doch ihre Heilmethode relativ einfach, da ja der Therapeut auf die Ursache zurückgeht und diese sich in sehr wenige Classen zusammendrängen lassen. Zieht man seine Aufmerksamkeit von Allem ab, was zur Historia morbi gehört, so findet man eine solche Einförmigkeit in den, das Heilen angehenden Ansichten, Eintheilungen, Be-

*) Ich habe es nicht über mich gewinnen können, diese Citate zu streichen. Sie geben ein Bild von der Diagnose und Prognose damaliger Aerzte, welche den Mangel unserer heutigen Untersuchungsmethoden durch scharfe und umfassende Beobachtung aller ihnen zugänglichen Symptome ersetzen mussten und gewiss auch — in sehr vielen Fällen wenigstens — ersetzten. Eine grössere Sicherheit der Prognose, als sie *Selle* in diesem letzten Falle hatte, kann uns auch durch die modernen Hilfsmittel nur sporadisch gewährleistet werden.
D. Herausg.

urtheilungen, Rathschlägen u. s. w., dass sie langweilig werden und Gedankenlosigkeit herbeiführen kann. Bei den verschiedensten Krankheiten heisst es ewig: ihre Ursachen können rheumatischer, arthritischer, venerischer, scrophulöser, galliger, schleimiger Art sein, oder Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes kann zu Grunde liegen u. s. w., man habe also nur antirheumatica, antiarthritica u. s. w. zu geben. Und nun werden bei allen Krankheiten dieselben Heilmittel der Reihe nach aufgeführt. Verändert man wenige Sätze und die Zufälle der Krankheit, so kann Alles, was z. B. in Bezug auf die Heilung der Gelbsucht gesagt wird, auch auf die Schwindsucht ausgedehnt werden u. s. w. Betrachtungen dieser Art bestimmten einen grossen Arzt und Philosophen, Herrn Professor *Herz*, in der ersten Auflage seines Versuches über den Schwindel bei der Therapie nur wenig zu verweilen, und da er diesen Abschnitt in der zweiten Auflage reichlich ausstattete, sich hierüber auf eine Art zu äussern, die hie und da missverstanden worden ist*). An einem anderen Orte werde ich nähere Veranlassung haben, über das Angemessene oder Unangemessene, Nützliche oder Schädliche dieser gleichförmigen Behandlungsart aller Krankheiten, die nach meiner Ueberzeugung sehr gemissbraucht wird, mich zu erklären. Aber so viel folgt doch hieraus, dass, so neu auch gewisse Erscheinungen einem erfahrenen Arzte sein können, ihm doch die Ursachen, auf die sie zurückzuführen sind und auf die er einzig seine Thätigkeit zu richten hat, schon oft vorgekommen sein mögen, und dass wenigstens die Heilmethode, die er wählt, die Mittel, die er anwendet, ihm fast immer aus eigener Erfahrung sehr wohl bekannt sein werden. Etwaige kleine Rücksichten, welche gewisse

*) Damals, heisst es, hielt ich es für überflüssig, den Aerzten, die ich mir als meine Leser gedacht hatte, jenen Schulbrei, der in allen Compendien und sogenannten praktischen Systemen schon bis zum Ekel vorgesetzt wird, von Neuem aufzutischen. Die Anweisung zum eigentlichen, überall so leicht erlernbaren Curiren einer Krankheit dünkte mich etwas Entbehrliches, nachdem ich ihr Wesen und ihre mannigfaltigen Ursachen, aus welchen ihre Behandlungsart sich von selbst ergiebt, so umständlich auseinandergesetzt hatte. Und, die Wahrheit zu gestehen, es dünkt mich noch eben so.



Arten von Krankheiten, so wie immer die einzelnen Kranken gebieten, werden nicht in Verlegenheit setzen.

Man schätzt die eigene Erfahrung, von welcher man glaubt, sie könne nie Terrain genug haben und nie lange genug fortgesetzt werden, desshalb ganz besonders, weil man so sehr viel Misstrauen gegen die Angaben in Büchern hat. Es mag allerdings sein, dass sie selbst in dem, was Thatsachen angeht und in die Beobachtung fällt, häufig viel Falsches enthalten, das sogar erdichtet oder absichtlich entstellt sein kann, öfter sogar der Versicherung zuwider, dass man nur von eigener Erfahrung ausgehe, Unwahrheiten, welche schon Jahrhunderte hindurch auf guten Glauben hin von einem Schriftsteller dem anderen nachgeschrieben werden. Das Bestreben, vollständig zu sein, welches uns Deutschen besonders eigen ist, die Begierde, etwas Auffallendes zu sagen, oder Belege für Hypothesen und Theorieen zu haben, führt irre, macht zur Selbsttäuschung geneigt und lässt wohl gar bis zu der Unsittlichkeit sinken, wissentlich die Wahrheit zu verfälschen. Doch fehlt es, Gottlob, nicht an medicinischen Schriftstellern, welche die Wahrheit zu erforschen den Willen und die Kraft haben und deren Glaubwürdigkeit nicht verdächtig zu machen ist. Man sollte nur die angehenden Aerzte mehr zum Lesen mit Kritik anhalten. Es lässt sich denn doch noch erforschen, wer Glauben verdient oder nicht, und man braucht oft nur tiefer in eine Erzählung hineinzugehen, um auf äussere und innere Unwahrscheinlichkeiten zu stossen, welche wenigstens darthun, dass sie den Zusammenhang nicht hat, der sie so merkwürdig machte, und mit dem man so viel beweisen wollte. Einer der berühmtesten und geistvollsten deutschen Aerzte, *Muzell*, hat im Jahre 1764 den Fall einer sehr hartnäckigen Melancholie bekannt gemacht, welche mit Unempfindlichkeit verknüpft war und durch Einimpfen der Krätze geheilt sein sollte. Zwei Generationen von Aerzten haben diese Krankengeschichte, die schon früher einer Strassburger Dissertation, de Stupore per inoculatam scabiem curato, auctore Toggenburger, zum Grunde lag, mit Erstaunen, aber ohne Prüfung gelesen und wichtige Folgerungen aus ihr gezogen.

Erst vor wenigen Jahren hat *Guldener von Lobes* unwiderleglich dargethan, dass der entstandene Ausschlag keine Krätze war. Im 13. Bande von *Richter's* chirurgischer Bibliothek erzählt Herr Bergrath *Buchholtz* in Weimar ausführlich eine Geschichte von der hülfreichen Wirkung der Belladonnawurzel bei den Folgen des Bisses eines tollen Hundes. Ein Recensent in der Allgemeinen Literatur-Zeitung hat mit Scharfsinn gezeigt, dass hier gar keine Wasserscheu zu heben und kein Hund toll gewesen ist u. s. w. Wie viele Leser dieser Krankengeschichte mögen wohl vorher einen kritischen Blick auf sie geworfen haben? Weckte und übte man diesen kritischen Geist mehr, so würde er auf die eigene Praxis übergehen und zu zuverlässigeren Resultaten leiten; denn es ist doch nicht zu läugnen, dass manche von uns Aerzten durch ihre Erfahrung Dinge in's Reine gebracht glauben, deren Nichtexistenz oder wenigstens deren Unfähigkeit, Gegenstände der Erfahrung zu sein, sich beweisen lässt*).

Wer aber auf irgend einen grossen Zweck hinarbeitet, oder auch nur eine Krankheit in ihrem ganzen Umfange aufklären und die Wirksamkeit einer Classe von Mitteln festsetzen will, der muss zu den Büchern seine Zuflucht nehmen. Es giebt für jeden Arzt, selbst für den, welcher die grösste Reihe von Jahren in der ausgebreitetsten Praxis lebte, Vieles, was nicht in den Kreis seiner Beobachtung fiel, oder oft haben die bezüglichen Fälle das Beweisende nicht, was eine andere Verbindung bei einem glaubwürdigen Schriftsteller ihnen gab. Wozu das bessere Lesen sich benutzen lässt, hat vorzüglich der treffliche *Burserius de Canilfeld* gezeigt, welcher in seinen schätzbaren Institutionen sich sehr selten nur auf eigene Erfahrung beruft, die ihm doch in Fülle zu Gebote stand, sondern Alles mit Angaben von praktischen Schriftstellern belegt. Ich will diese Manier, die wohl nur einem *Burserius* Nichts von seinem classischen Ansehn nehmen kann, nicht gerade loben, und

*) Aus unserer vielschreibenden Zeit liesse sich trotz aller angeblichen Nüchternheit der Beobachtung dieser kleine Pranger in's Unglaubliche ausdehnen. D. Herausg.

Frank hat vielleicht mit noch mehr Glück in seinem Werke *de curandis hominum morbis* den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Aber der gebildete Praktiker, der seine eigenen Meinungen und Erfahrungen würdiget und streng [illegible] seine Methode, welche einzig und allein ihnen Gewicht giebt, — wird gar bald unter Schriftstellern und [illegible] unterscheiden und Dasjenige herausheben, was acht erfahrungsmässige Haltung hat. Die Aussage eines grossen Praktikers mit derjenigen eines schlechten [illegible] zusammenzustellen, wie man dieses häufig sieht, ist so tadelnswerth, als sich auf eigene Erfahrung zu berufen und dieser ausschliesslich die Entscheidung zuzuschreiben, wenn Männer wie *Sydenham* und *Morgagni* den Satz schon ausser Zweifel gesetzt haben. Ist man durch solche Männer überzeugt worden und gedenkt man ihrer Aussage, so scheint es einem doch ein starker Zug von Egoismus, wenn ein aus meisten Dunkelheit hervortretender Arzt zu verstehen giebt, seine eigene Wahrnehmung gebe diesem Satze erst Beweiskraft.

Indessen ist es doch wohl eine Thatsache, dass man in allen *Geschäften* des Lebens und bei allem Thun, welches mehr oder weniger über blossen Mechanismus sich erhebt und mit wissenschaftlicher Einsicht zusammenhängt, stets denjenigen Mann auszeichnet und von ihm einen vorzüglichen Erfolg erwartet, in dessen Wirkungskreis Dinge dieser Art am häufigsten fielen? Ich weiss nicht, ob nicht diese Schätzungsart zu weit ausgedehnt und oft falsch angewendet wird. Nur Erfahrungssätzen Werth beizumessen und nur demjenigen Manne sich anzuvertrauen, welcher durch vielfaches Handeln das Verhältniss der Theorie zur Praxis kennen gelernt und den Charakter und die Geschicklichkeit sich erworben hat, welche zu einem Wirken aus sich heraus erforderlich sind, setze auch ich als einen Grundsatz fest, welcher bei Würdigung der Aerzte vorzüglich zu beobachten ist. Aber ich glaube nicht, dass man Ursache hat, Jemanden, der in grosser Thätigkeit gelebt und in ihr seiner Anlage gemäss sich ausgebildet hat, zu fragen, wie oft ihm Vorfälle gewisser Art, in denen man ihn um seine Hülfe ansprechen will, vorgekommen sind,



ob sie ihm überhaupt in der Wirklichkeit aufgestossen sind, oder ob er sie nur durch Andere kenne? Er wird sich gewiss, auch bei ihm neuen Ereignissen, so zu benehmen wissen, dass er keine Blösse giebt. Ausser den vielen Gründen, die ich schon angeführt habe, um diese Behauptung in Bezug auf Aerzte zu rechtfertigen, liegt auch in der Natur der medicinischen Erfahrungen etwas, was es für den Erfolg gleichgültig macht, ob man einzelne Erfahrungen selbst erworben oder von Anderen sich angeeignet hat. Ihr Zusammenhang ist einzusehen oder nicht. Lässt er sich in deutliche Begriffe auflösen, so ist eine völlige Einsicht in ihn mittheilbar, denn man hat nur eine Theorie auseinander zu setzen. Dies ist jedoch sehr selten, und wenn man es sehr genau nimmt, wie man sollte, fast niemals der Fall. Die Wirklichkeit lehrt uns, das Zusammentreffen gewisser Erscheinungen von bestimmten Gesichtspunkten aus aufzufassen: z. B. an gewisse, mit dem Athemholen correspondirende Bewegungen der Nase, die Vorstellung grosser Gefahr zu knüpfen; ein erweitertes, zusammengeschrumpftes, missfarbiges Wesen der Gegend unter den Augenlidern, auf chronische Uebel des Unterleibes und ein angegriffenes Nervensystem zu deuten; aus der verschiedenen Beschaffenheit der Zunge in Verbindung mit anderen Zeichen auf den ganzen Zustand des Körpers in Rücksicht seiner Kräfte und Säfte, der Art und des Ausgangs der Krankheit, zu schliessen. Häuft man Hypothesen, so lässt sich vielleicht die Möglichkeit begreiflich machen, wie derartige kleine Veränderungen eine so bedeutende Charakteristik bilden können; aber diese Möglichkeit, welche unzählige andere Möglichkeiten nicht ausschliesst, ist doch nicht einmal zur Wahrscheinlichkeit zu erheben, und die Festigkeit ihrer Grundlage, der Hypothesen, ist bekanntlich nicht gross. Es kommt nun darauf an, ob jene Nuancen von Farben u. s. w. in Worten so ausgedrückt werden können, dass ihr Sinn nicht verkannt und ihre richtige Anwendung nicht verfehlt wird*). Aber wir sind nicht arm

*) Dies gilt caeteris paribus auch für die moderne physikalische Diagnostik. Gewisse [illegible] z. B. werden individuell oft ganz verschieden aufgefasst und auch ausgedrückt. D. Herausg.

an vortrefflichen Schriftstellern, welche Krankengemälde entworfen haben, die allen Forderungen Genüge leisten, und ich setze begreiflicherweise Aerzte voraus, welche am Krankenbette nicht fremd sind. Lernt nun auch ein Arzt von derselben Geschicklichkeit, wie sein Mitarzt, von diesem etwas dem Krankheitsfalle Abstrahirtes, so ist dennoch die Erkenntniss in dem Einen wie in dem Anderen ganz von derselben Art und demselben Einflusse, und, etwas mehr oder weniger Anschaulichkeit ausgenommen, völlig gleich. So ist es jedoch nicht mit der Erfahrung, welche auf den Geist oder das Gemüth sich bezieht. Leidenschaften und Neigungen gehen in unserem Inneren vor, werden je nach ihrem Wesen verschieden empfunden und wahrgenommen, und wir können ihr Entstehen und Fortschreiten, ihre Verbindung mit unserem ganzen Ich, sowie ihre Abnahme, nach ihrem tiefen Zusammenhange bemerken, und dieser selbst fällt unmittelbar in unser Bewusstsein*). Sehen wir nun auch diese Leidenschaften und Neigungen in Anderen zu einer gewissen Stärke heranwachsen, in einer eigenthümlichen Lage zur Herrschaft gelangen, eine besondere Gestalt annehmen, in Collisionen verwickeln u. s. w., so können wir doch ihre Verhältnisse ganz durchdringen, uns in sie hinein versetzen und ihre hinreissende Kraft fühlen. Dass solche unmittelbaren Erfahrungen eine Kenntniss geben, welche auch nur unmittelbar erworben werden kann, ist nicht zu bestreiten. Dass aber die medicinischen Erfahrungen, sogar wenn wir sie selbst erwerben, ganz anderer Art sind, braucht nicht erst noch entwickelt zu werden. Man sollte also nicht auf die eine anwenden, was nur von der anderen gilt.

Man wird mir nun hoffentlich nicht entgegensetzen, dass der alte Arzt doch immer die Vergleichung der verschiedenen Methoden aus der Beobachtung ihres Er-

*) Die moderne philosophische Anschauung würde sich anders darüber ausdrücken. Ihr gemäss würde es sich hier handeln um den Gegensatz der bewussten zur unbewussten Geistesthätigkeit, und in dem Vorgefundenen um unsere Fähigkeit, empirisch gerechtfertigte Schlüsse [illegible] in uns empfundenen Unbewussten auf das in Anderen vorgegangene zu machen. D. Herausg.



folges am Krankenbette voraus habe, denn auch diese Vergleichung ist in den meisten Fällen schon vor ihm angestellt worden, und was von den einzelnen medicinischen Wahrnehmungen, wie ich mir schmeichle, bewiesen ward, kann auch auf die Resultate aus dem Ganzen angewendet werden. Dass diese Vergleichung nicht nach strengeren Grundsätzen, und mehr in der Absicht, durch sie Aufklärung zu geben, angestellt werden sollte, ist hier nicht der Ort zu erörtern. *Haller* trug einst, wie man aus Zimmermanns Leben desselben sieht, sehr umfassende Pläne der Art mit sich herum. Dass er sie nicht zu Stande brachte, erklären die mannigfaltigen anderen grossen Unternehmungen, welche ihn beschäftigten. Aber es erregt Verwunderung, dass kein Anderer die geniale Idee des grossen Physiologen auffasste. Es muss wohl so leicht nicht sein, als man glaubt, aus dem Erfolge in der Arzneikunst zu urtheilen, denn sonst müsste sich kein falsches System haben halten können. Aber ein Jeder ist mit den Vortheilen, welche ihm sein System und seine Heilmethode in der Ausübung gewährt, zufrieden, und beschuldigt allenfalls die Schwäche der menschlichen Natur und die Ohnmacht der Kunst überhaupt. Noch nie ward wohl dem Anhänger einer Schule sein Verfahren verdächtig, so entgegengesetzt eines dem anderen auch zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ist. Die Paracelsisten, die Schüler von *Sylvius de la Boë*, von *Friedrich Hoffmann*, von *Stahl* zählten so berühmte und glückliche Praktiker unter sich, als immer unter der auserlesenen Zahl der Aerzte gewesen sein mögen, welche wenigstens den Vorsatz hatten, unabhängig von jedem Systeme nur von Erfahrung auszugehen. Sie selbst wurden durch den Erfolg nicht von ihrem Irrthume befreit; ihr Publicum war im Ganzen immer mit ihrem Wirken zufrieden; und tritt ein unbefangener Beobachter hinzu, der die Anhänger verschiedener Systeme in grossen Hospitälern handeln sieht, und aus dem Ausgange Vergleichungen anstellt, wie *Gilibert* (s. dessen Adversaria medico-practica prima, seu Annotationes clinicae, p. XXXVI.) so ist sein Ausspruch: Vidi ex utraque parte mortuos et sanatos aegrotantes; sed quod

fatendum, sanationes numerosiores ex parte expectantium, et, quod valet, convalescentiae illorum breviores*). Aus Betrachtungen dieser Art müssten denkende Aerzte fruchtbare Ideen schöpfen können.

Eines muss ich aber selbst eingestehen, dass nämlich, wenn Aerzte, wie das oft der Fall ist, nicht verstehen, Bücher zu benutzen, weil ihnen der feine Sinn für das ächt Erfahrungsmässige in den Angaben fehlt und sie sich das Gute daraus nicht anzueignen vermögen, dass also ihnen wirklich, wenn sie nützlich wirken sollen, für jeden Fall, den sie zu behandeln haben, selbsterworbene Erfahrungsfülle zu Gebote stehen muss, vorausgesetzt, dass sie Kritik genug haben, dieselbe zu läutern. Mancher weiss oft aus den besten fremden Nachrichten das nicht zu schöpfen, was in ihnen liegt. Aber auch der Glaube, der unter den Aerzten herrscht, dass in Allem die eigene Erfahrung den Ausschlag gebe, kann sie nothwendig machen, weil ohne sie viele — skeptische — Aerzte, trotzdem sie sich sagen müssten, gute und zuverlässige Führer zur Seite zu haben, weder festzustehen, noch auch alles Erforderliche zu leisten wähnen. Sie vergessen, dass ihr praktischer Wirkungskreis ihnen die Geschicklichkeit verschafft hat, die zweckmässige Anwendung therapeutischer Vorschriften nicht zu verfehlen, und dass man eine Krankheit kennt und gut heilt, wenn man einen Reichthum unbestreitbarer Erfahrungssätze über sie hat, welche dadurch keinen höheren Werth erlangen, dass wir sie selbst ausfindig gemacht oder bestätigt gefunden haben, so viel Interesse das auch für uns haben mag. Ein Anderes ist es freilich, wenn wir ihnen eine Gewissheit geben können, welche ihnen noch abging. Man erwäge noch, dass, wer etwas oft sah und that, in seinen Ideen darüber eine Geläufigkeit erhält, welche er leicht für Deutlichkeit nimmt und welche ihn verleitet, sein Nachdenken weniger darauf zu richten. Der

*) *Gilibert* benutzte diese gemachten Vergleiche zu einer Disputation de natura medicatrice. *La Fize*, welcher an der Spitze der mechanischen Aerzte in Frankreich stand, setzte ihm zuletzt statt aller Gründe die Ermahnung entgegen: Iuvenis, tua doctrina non promittit opes, plebs amat remedia!

Reiz der Neuheit strengt mehr an und bahnt zu glücklichen Entdeckungen besser den Weg, als die Gewohnheit, welche die Eindrücke verringert, wenn sie auch eine Vertrautheit voraussetzt, die uns fälschlich das Innerste der Dinge zu erschliessen scheint.

Jungen Aerzten nachtheilig ist der Geist des Zeitalters, welcher in unserem Falle zum Theil mit den Fortschritten der Aufklärung zusammenhängt, da er auf die Ausübung so viel Gewicht legt, und aller Theorie, Allem, was von Anderen entlehnt wird, misstrauet. Dass ich freilich diese Beurtheilungsart, besonders in Anwendung auf Aerzte, nur zum Theil billige, erhellt aus dem früher Gesagten. Wir müssten sehr zurückbleiben, wenn nicht die Masse von Erfahrungen, welche die vorigen Generationen und unsere Zeitgenossen in's Reine gebracht haben, so gross wäre, oder wir von ihr keinen Gebrauch machen sollten. Dass wir aber selbst den Erfahrungskreis für uns erweitert und in ihm durch eigene Anschauung und Thätigkeit einheimisch geworden sein müssen, ist allerdings zu unserer Bildung und Leistungsfähigkeit nöthig. Mag man immer das Wahre in dieser Vorstellungsart missbrauchen und zu weit ausdehnen, so kann man doch die Zeiten nicht zurückwünschen, in denen, wie *Frank* sagt, ein altes Manuscript oder ein seltenes praktisches Buch voll geheimnissreicher Vorschriften seinen Eigenthümer beneidenswerth machte, oder den Vorzug eines Arztes vor dem anderen in den Augen des Volkes bestimmte. Jetzt hebt einen angehenden Arzt nicht mehr das Ansehen seiner Schule oder seines Lehrers, so wie ehemals, wenn es hiess: er bildete sich zu Leyden, und wie noch kürzlich im katholischen Deutschland (*S. Weikard's* Biographie): er war in Göttingen, oder: er ist ein Hoffmannianer oder Stahlianer, oder er stand in genauer Verbindung mit einem berühmten Praktiker. Reisen in entfernte Länder, nach England und Frankreich, Aufenthalt in Feld- und anderen grossen Hospitälern u. s. w. flösste ehemals ein Zutrauen ein, das den bewährtesten Aerzten des Ortes die Clientel entzog. Jetzt bringt man es viel weniger in Anschlag, als diese trefflichen



Bildungsmittel, wenn sie gehörig benutzt werden, verdienen*).

Einen angehenden Arzt, der keine Mittel, um sich zu heben, in Händen hat, und der sich ganz dem Zufalle überlassen muss, einen solchen zu drücken und ihm hinderlich zu sein, ist äusserst hart. Aerzte sollten sich dies nie zu Schulden kommen lassen. Sie sollten sich daran erinnern, in welcher Lage sie waren, als sie selbst auftraten; sie sollten das Loos ihrer eigenen, oder ihrer Verwandten und Freunde Kinder, welche Aerzte werden wollen, erwägen, wenn es allgemeine Maxime würde, das Uebergewicht an Ruf, Geschicklichkeit u. s. w. so niederdrückend geltend zu machen. Vor Allem aber sollte sich ihnen die Betrachtung aufdrängen, dass wenige in praktischer Thätigkeit gelebte Jahre im Stande sind, den jungen Arzt diesen unwürdigen Neckereien und Unterdrückungen, die sich auch der einfältigste Praktiker erlauben kann, zu entziehen.

Doch alle diese äusseren Schwierigkeiten kommen nicht in Betracht gegen die Aengstlichkeiten und Mühseligkeiten, welche im Anfange seiner praktischen Laufbahn auch dem gelehrten und geistreichen Arzte zusetzen. Was er kaum gelernt hat, was noch chaotisch in ihm liegt, was er mehrentheils nur aus trockenen, compilatorischen Vorlesungen oder Handbüchern kennt — denn die Kürze der Zeit und die Masse des Wissens, welche man auf Universitäten sich aneignen muss, erlaubt kein vieles Lesen der grossen praktischen Schriftsteller — das muss er auf der Stelle in Anwendung bringen. Er weiss so viel, um der mannigfaltigen Deutungen einer Krankheitserscheinung sich zu erinnern, sobald man sie auf ihre möglichen Ursachen zurückführen will, aber seine Kenntnisse drängen sich in ihm noch nicht in einem Punkte so zusammen, sind ihm noch nicht so geläufig, dass er nicht fühlen sollte, es stehe ihm bei Weitem nicht Alles zu Gebote, was auf den gegenwärtigen Fall bezogen werden kann. Mag er noch so gelehrt sein, so ist doch der Umfang seiner Kenntnisse noch allzu wenig

---

*) Das ist bekanntlich nicht mehr so und in *Stieglitz*'s Sinne hat sich also ein zu billigender Rückschritt vollzogen. D. Herausg.

ausgedehnt, allzu wenig durchdacht und gesondert und durchaus ihm noch nicht gegenwärtig genug. Nun bringe man aber auch den Mangel an Ausbildung der Fähigkeiten in Anschlag, welche zur treffenden Beurtheilung und Behandlung verwickelter Krankheiten nöthig sind und welche in den klinischen Anstalten der Academieen wohl in etwas geweckt werden und eine bessere Richtung erhalten können, aber auch nur da, wo die Selbstthätigkeit weniger gebunden ist und einen grösseren Wirkungskreis hat, bedeutende Fortschritte machen können. Das Bewusstsein dieser Unvollkommenheiten bringt den Arzt während der ersten Jahre des Praktizirens in die fürchterlichsten Lagen. Es mag ja Aerzte geben, welche niemals diese Schwierigkeiten fühlten, deren Dünkel, Leichtsinn, oder, was öfters der Fall sein wird, deren Kopflosigkeit niemals diese niederschlagenden Betrachtungen aufkommen liess. Aber diese Aerzte entbehren so auch des stärksten Sporns, keine Anstrengung zu scheuen, um sich in die Höhe zu schwingen. Mich dünkt, wer als junger Arzt den Umfang dessen, was einem Arzte zu leisten obliegt, mit den Schwierigkeiten zusammenhält, die zwar theilweise in der Natur der Sache liegen, aber zum grössten Theile durch Unerfahrenheit oder ungebildeten praktischen Takt gehäuft und unüberwindlich gemacht werden, und etwa noch das Sein und Wirken eines grossen Arztes in der Nähe mit dem seinigen zu vergleichen Gelegenheit hat, der müsste immer anstehen, die Besorgung von Kranken zu übernehmen, welche er an andere Aerzte weisen könnte. Nur allein der Gedanke, dass er im Laufe der Zeit einzig durch Thätigkeit dieser Art die nöthige Fertigkeit im Handeln sich erwerben könne, muss aufrecht erhalten, und ein Missglücken, welches Gesundheit und Leben von Menschen kosten kann, nicht mehr fürchten lassen, als gerade nöthig ist, um die grösste Vorsicht und ein erschöpfendes Aufbieten aller Geisteskräfte abzunöthigen. Das Befragen und Hinzuziehen anderer Aerzte kann viel Beruhigung geben, ist aber nicht immer anwendbar und lässt sehr oft Lücken. Zwar wird der Erfolg diese Zweifel und Aengstlichkeiten oft als falsch oder übertrieben darstellen; aber die ächte Bescheidenheit, welche gewöhnlich im

Gefolge der besseren Bildung ist, wird beim ersten schweren Kranken doch nicht im Stande sein, sie zu verdrängen.

Der denkende und rechtschaffene junge Arzt unterzieht sich also dort, wo die Hülfe erfahrener Aerzte zu Gebote steht, der Krankenbehandlung, nicht im Bewusstsein zureichender Kenntnisse und Fähigkeiten, sondern in der Ueberzeugung, nur durch den gewagten Anfang und Fortgang das werden zu können, wozu die Anlage in ihm liegt und wohin blosses Studium und noch so lange fortgesetztes passives Zusehen des Benehmens Anderer ihn niemals bringen würden. Die Opfer, welche in kleinerer oder grösserer Zahl seiner Unerfahrenheit und Unbehülflichkeit fallen, machen, so unvergesslich und warnend sie ihm auch sind, und so wenig er auch hoffen kann, Fehler anderer Art ferner zu vermeiden, nicht den Eindruck auf ihn, welcher im Stande wäre, ihn von einer Bahn abzuschrecken, in welcher unser Irren und Fehlgreifen gerade Denjenigen, welche Vertrauen zu uns haben, Leben und Gesundheit kosten kann. Er fasst das Gute in's Auge, welches er als vollendeter Arzt bewirken kann, und ermüdet nicht, alles Bittere zu ertragen und in aller Mühseligkeit und Anstrengung fortzuleben, um sich zu einem solchen auszubilden. Wenn nun also nicht geleugnet werden kann, dass dieses der Gesichtspunkt ist, aus welchem der angehende Praktiker, der seine Schwäche zu verkennen weder eingebildet noch unwissend genug ist, sein Verhältniss zu der kranken Welt ansehen muss, so wird man eingestehen müssen, dass ich nicht ganz ohne Grund einmal die Frage aufwerfen konnte: ob nicht die menschliche Gesellschaft Rechte an einen Arzt habe, dem sie sich in seinen jüngeren Jahren, also zu einer Zeit anvertraute, in welcher, wie er selbst am besten wissen muss, Mangel an Erfahrung und selbst an Kenntniss ihm Täuschungen bereitete und einzelnen Mitgliedern, wenn auch nur durch Unterlassungssünden, bedeutend schadete? ob es also recht sei, sich der kranken Welt zu entziehen, nachdem er auf ihre Gefahr und Kosten sich dieses Vertrauens erst würdig gemacht hat? Irren, schaden oder auch uns vervollkommnen können wir freilich zu jeder Zeit unseres Lebens täglich;

aber nur im Anfange unserer Praxis sind wir noch so wenig ausgerüstet, dass wir Irrthümer aller Art zu fürchten haben; nur in diesem Zeitraume haben wir so wenig Ueberblick, dass wir in keinem Falle, ehe er zu Ende läuft, das Bewusstsein haben, weder folgenschwere positive noch negative Fehler begangen zu haben. Bald beschuldigen wir unseren Mangel an Wissen, bald unsere Ungeschicklichkeit in der Anwendung desselben. Jedem elenden Arzte der Stadt und Gegend trauen wir es zu, Einen, der uns gestorben ist, vom Tode haben retten zu können; ein grosses Uebel, welches als ein Ueberbleibsel einer von uns behandelten Krankheit nun unheilbar ist, zu vermeiden gewusst zu haben, oder sogar eine Krankheit, deren Heilung uns geglückt ist, in kürzerer Zeit und ohne dass missliche Zufälle eine grosse Gefahr herbeiführten, haben heilen zu können. In vielen Fällen traut sich der junge Arzt, welcher sein Talent gebildet und sich mit den gehörigen Kenntnissen bereichert hat, zu wenig zu, in anderen wieder zu viel. Wir können ihm eben keine Kriterien geben, welche ihm in den Augenblicken, in welchen er handeln muss, oder bei einem unglücklichen Ausgange anzeigen, dass er auf dem besseren Wege der ächten Aerzte einher gehe und zwar mit der angemessenen Schnelligkeit oder Langsamkeit, und ohne etwa Zeit und Kraft in Seitengängen und auf Abwegen zu verlieren. Der Punkt aber, auf den es hier ankommt, scheint mir derjenige zu sein, dass der angehende Praktiker im Ganzen kein Unternehmen scheuen, und, wenn auch nicht mit Muth, doch ohne Bedenken jedem Kranken näher treten soll, unbekümmert um das Verhältniss der hier obwaltenden Schwierigkeiten zu seiner erworbenen Fähigkeit, welche er selbst da vielleicht nicht als zureichend erkennt, wo sie es in der That ist. Sich selbst gesteht er im Geheimen vielleicht, wie unklug es ist, Vertrauen zu ihm zu fassen, und sich nicht an Aerzte zu wenden, welche, wie man sagt, Erfahrung haben. Er darf aber und kann nur selten veranlassen, dass diese mit hinzu gerufen werden. Es gilt die Erhaltung eines Menschenlebens, und er setzt es auf das Spiel, um ein tüchtiger Arzt zu werden und sich für spätere Jahre einen

Wirkungskreis zu schaffen, da der Ruf, welchen er jetzt erwirbt, ihm noch in der entferntesten Zukunft nützt, und er ihn auf's Spiel zu setzen fürchtet, wenn er allzu oft den Beistand anderer Aerzte fordert. Darf er nun, wenn er ein vollendeter Arzt geworden ist, die praktische Laufbahn verlassen, weil er etwa den Erwerb als Arzt nicht mehr nöthig hat, an anderen Dingen Geschmack findet, oder einige Beschwerlichkeiten und Kränkungen zu ertragen hat, oder darf er, was noch tadelnswerther ist, sie auf einen kleinen Kreis beschränken? Die Höhe, zu welcher er auf Kosten und Gefahr von Menschenleben sich empor arbeitete, um zum Besten von Menschenleben und Gesundheit wirken zu können, verlässt er wieder, oder lässt das Licht, was ihm auf ihr wurde, nur Wenigen wohlthätig werden.

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.


AN

